



Zukunft. Fragen. Antworten.

11. Osnabrücker Wissensforum
16. November 2018





Zukunft. Fragen. Antworten.

Inhalt

Wolfgang Lücke	Käfer-Ravioli, Mozart-Effekt, Brexit und die Päpstin Johanna	7
Thomas Fartmann	Stirbt die Biene wirklich?	10
Oliver Dörr	Brexit. Was bedeutet ein „Crash-Ausstieg“ der Briten für deutsche Bürger?	13
Michael Kiefer	Schalom, Salam. Wie antisemitisch ist der Islam?	15
Thomas Gruber	Falsche Erinnerungen. Wie leicht lässt sich das Gehirn hacken?	17
Prof. Dr. Oliver Vornberger	Unter Beobachtung. Wie bleibt man unsichtbar im Internet?	19
Silja Vocks	Heißhunger und hemmungsloses Schlemmen. Was steuert unsere Esssucht?	21
Jochen Gemmer	Gestern oder Morgen. Warum läuft die Zeit nicht rückwärts?	24
Christina Noack	Binnen-I und Gendersternchen. Droht uns eine Sprachzensur?	26
Olav Krämer	Schmähkritik. Was darf Satire, was darf sie nicht?	28
Andreas Kubik-Boltres	Kirchenasyl. Zuflucht zu Unrecht?	30
Kai-Uwe Kühnberger	Künstliche Intelligenz. Können und sollen Maschinen moralisch handeln?	32
Steffen Lampert	Zu Lasten der Eltern. Braucht es besondere Kinderrechte im Grundgesetz?	35
Joachim Wilde	Arm bleibt arm, sagt der Volksmund. Stimmt das?	37
Swen Malte John	Nach Rekordsommer mit viel Sonne. Zunahme an Hautkrebs?	39
Roland Czada	Populismus. Eine Gefahr für die Demokratie?	41
Ursula Stockhorst	Alarm im Hirn. Sind Frauen stressresistenter als Männer?	43

Thomas Bals	1,2 Mio. Geflüchtete und trotzdem Fachkräftemangel. Sind Betriebe und Berufsschulen mit der Integration überfordert?	45
Susanne Menzel	Wie man sich fühlt so lernt man. Steigern Emotionen unsere Leistung?	47
Julia Becker	Chemnitz, Leipzig, Dresden. Wie entstehen die fremdenfeindlichen Vorurteile gegenüber Migrantinnen und Migranten?	50
Günter Purschke	Netzwerk. Wie spannen Spinnen den ersten Faden?	52
Christoph König	Die Verwandlung. War Kafka kafkaesk?	54
Rosa Maria Puca	Selbstbild – Fremdbild. Warum lieben wir es, uns selbst zu betrügen?	56
Peter Schneck	Präsidentenschaftswahl 2020. Gibt es eine Chance gegen Trump? Welche weltpolitische Rolle spielt Amerika in der Zukunft?	58
Henning Schöttke	Herpesviren. Auslöser für psychiatrische Störungen?	60
Dominik Krinninger	Digitale Medienkompetenz. Tablets in die Kitas?	62
Florian Fiebelkorn	Bald neun Milliarden Menschen. Können wir den Welthunger mit Käfer-Ravioli lindern?	65
Margit Eckholt	Sexueller Missbrauch von Kindern. Warum schützt die katholische Kirche die Täter?	67
Henning Allmers	Masern, Meningokokken. Warum hat Deutschland keine Impfpflicht?	69
Wolfgang Schneider	Klimawandel, Religionskriege, Vermüllung der Meere. Wie geht's der Zukunft?	71
Ahmet Derecik	Flow. Kurz mal Urlaub vom Ich?	73
Jochen Oltmer	Krieg – Flucht – Terror. Welche Zusammenhänge gibt es?	75
Christoph Louven	Mozart-Effekt. Macht Musik schlau?	77
Thomas Vogtherr	Wahrheit oder Legende. Hat es einst eine Päpstin Johanna gegeben?	80



KÄFER AUS DER DOSE



HERPES → DEPRESSION



COOKIES ALS DIGITALE NOTIZEN

2018 11. OSNABRÜCKER WISSENSFORUM

16. NOVEMBER

- 33 KURZVORTRÄGE ÜBER ZUKUNFTSFRAGEN
- IN DER SCHLOSSAULA DER UNI OSNABRÜCK
- ROTE KARTE BEIM ÜBERZIEHEN DER ZEIT (4 min.)



EINMAL ARM - IMMER ARM?



IMPFPFLICHT?



PÄPSTIN?



WARUM LÄUFT DIE ZEIT NICHT RÜCKWÄRTS?

LIEBE SCHÜLER, HEUTE...

SPRACHZENSUR?

UND SCHÜLERINNEN?



DIÄT → ESSSUCHT?

Käfer-Ravioli, Mozart-Effekt, Brexit und die Päpstin Johanna

Das 11. Osnabrücker Wissensforum der Universität und Neuen Osnabrücker Zeitung gab Einblicke in zahlreiche spannende Wissensgebiete

Kann der Welthunger mit Insektennahrung gestillt werden? Wie entstehen fremdenfeindliche Vorurteile gegenüber Ausländern? Lässt sich das Gehirn hacken? Wie spannen Spinnen den ersten Faden? Warum läuft die Zeit nicht rückwärts? Sind Frauen stress-resistenter als Männer? Diese und viele andere Fragen wurden – auch für den Laien gut verständlich – beim 11. Osnabrücker Wissensforum, einer gemeinsamen Veranstaltung der Universität Osnabrück und der Neuen Osnabrücker Zeitung (NOZ), beantwortet. Die 300 Karten waren innerhalb weniger Stunden vergeben. Die Zuhörer bekamen in der vollbesetzten Schlossaula Einblick in zahlreiche spannende Wissensgebiete. Eine Serie mit allen Beiträgen erschien zwischenzeitlich in der NOZ. Die Videomitschnitte sind weiterhin im Internet (www.uni-osnabrueck.de/wissensforum) abrufbar.

Rund 80 Fragen hatten die Leserinnen und Leser der Neuen Osnabrücker Zeitung zu wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Themen eingesandt. 33 wurden ausgewählt und von den Professorinnen und Professoren beantwortet. Da ging es um Heißhunger, Schmähkritik, künstliche Intelligenz, das Bienensterben, Kinderrechte, Herpesviren, sexuellen Missbrauch,



den Flow-Effekt und den Klimawandel. Auch wollte eine Leserin erfahren, warum wir es lieben, uns selbst zu betrügen.

Einige Vortragende überzeugten mit kompakten und informativen Antworten, andere brachten Experimente und Requisiten mit auf die Bühne. Während der Pause nahmen die Besucher an einem Experiment teil. Auf Tablettts wurden Insektenkekse in zwei Varianten angeboten. Einmal waren die Insekten sichtbar auf den Plätzchen verteilt, bei der anderen Variante nicht. Die Besucher griffen beherzt zu, aßen alle Kekse auf, was den Wissenschaftler Dr. Florian

Fiebelkorn überraschte. Er hatte angenommen, dass die Kekse mit den sichtbaren Insekten Ekel erregen und liegen bleiben. „Die Studie ist wohl in die Hose gegangen“, kommentierte er den Versuch mit einem Lachen und erläuterte anschließend auf der Bühne, wie sinnvoll Insekten als Nahrungsmittel sind. Wer die vier Minuten Redezeit überzog, erhielt zunächst die gelbe und dann die rote Karte. Das Ergebnis war wieder eine kurzweilige dreistündige Reise durch die Fächer und Fachbereiche der Universität, die zeigte, wie bunt und spannend Wissenschaft und Wissenschaftsvermittlung sein kann.

Das »Osnabrücker Wissensforum« will den Dialog zwischen Stadt und Universität stärken und den Blick auf den Wissenschaftsstandort Osnabrück lenken. Nicht zuletzt soll die Vielfalt und Faszination des wissenschaftlichen Arbeitens einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert werden.

Den Wissensabend moderiere ich nun schon seit vielen Jahren gemeinsam mit Chefredakteur Ralf Geisenhanslücke. Mein Dank gilt der Neuen Osnabrücker Zeitung für diese nun schon elf-jährige Kooperation sowie ganz besonders auch den beteiligten Professorinnen und Professoren für

ihre interessanten und immer wieder überraschenden Beiträge. Die Planung und Organisation lag in den Händen von Christian Lang (Redakteur, Neue Osnabrücker Zeitung) und unserem Pressesprecher Dr. Utz Lederbogen. Viel Lob gab es auch für das Jazz-Duo der Universität: Mattis Balks am Saxophon und Minh Voong am Flügel.

Das 12. Osnabrücker Wissensforum ist bereits in Planung. Es findet am Freitag, 15. November 2019, im Osnabrücker Schloss statt.

Ich wünsche Ihnen gute Unterhaltung bei dieser Lektüre.

Prof. Dr. Wolfgang Lücke
Präsident der Universität Osnabrück



Die Beiträge des 11. Osnabrücker Wissensforums sind auch als Videomitschnitte ansehenbar. Sie können über den entsprechenden QR-Code direkt abgerufen werden. Ansonsten sind die Filme erreichbar über die Internetadresse: www.uni-osnabrueck.de/wissensforum



Zukunft. Fragen. Antworten.

Stirbt die Biene wirklich?

Thomas Fartmann

Im Gegensatz zu den Wildbienen sind Honigbienen keineswegs von einem Rückgang betroffen. Honigbienen sind Nutztiere des Menschen und die Anzahl der Völker hat in Deutschland in den letzten zehn Jahren wieder zugenommen. Bei vielen Wildbienenarten konnten dagegen starke Rückgänge beobachtet werden. Von den 560 heimischen Arten gelten fast 50 Prozent als ausgestorben oder bestandsgefährdet.

Der dramatische Artenschwund (inklusive des medial viel beachteten Insektensterbens) in Deutschland ist eine Folge des rasanten Landnutzungswandels. Besonders davon betroffen ist die Agrarlandschaft. Landwirtschaftlich genutzte Flächen nehmen mehr als 50 Prozent der Landfläche in Deutschland ein. Insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte eine rasante Intensivierung der Landnutzung. Aus einer strukturreichen Kulturlandschaft mit hoher Artenvielfalt entstand eine struktur- und artenarme Landschaft mit industrieller Landwirtschaft.

Der aktuelle Artenverlust ist keineswegs ein junges Phänomen, sondern es stellt die Fortsetzung des dramatischen Artenrückgangs im letzten Jahrhundert dar. Dies lässt sich exemplarisch an der Bestandsentwicklung der Vogelarten ablesen, die sich



von Großinsekten ernähren. Hierzu zählt beispielsweise die Blauracke (*Coracias garrulus*). Die Art kam ursprünglich in allen Bundesländern vor. Bereits nach dem Zweiten Weltkrieg war die Blauracke aus mehr als der Hälfte der Bundesländer verschwunden. Die letzte Brut in Niedersachsen erfolgte 1978 und in Deutschland 1994.

Insekten erfüllen zahlreiche ökologische Schlüsselfunktionen: Blütenbestäubende Insekten wie Bienen, Schwebfliegen oder Schmetterlinge haben durch die Bestäubung von Wild- und Kulturpflanzen eine große

STIRBT DIE BIENE WIRKLICH?



C. FORAT



HONIGBIENEN
NICHT VON
RÜCKGANG
BETROFFEN



KEINE INSEKTEN KEINE BESTÄUBUNG



SOGAR ZUNAHME IN LETZTEN 10 JAHREN

WILDBIENEN JEDOCH BETROFFEN

50% DER ARTEN
AUSGESTORBEN ODER
GEFÄHRDET

WEIL



KÄFER

BLAURACKE



AUCH VOGELARTEN BETROFFEN

LÖSUNG:

1. WIEDER TRADITIONELLE BEWIRTSCHAFTUNGSWEISEN
2. VIELFÄLTIGE LANDSCHAFTSSTRUKTUREN WIEDERHERSTELLEN

Bedeutung für den Fortbestand von Ökosystemen – und sie leisten eine wichtige gesundheitliche und wirtschaftliche Dienstleistung für den Menschen. Der volkswirtschaftliche Wert der Produktion, die direkt von der Bestäubung durch Insekten abhängt, wird für Deutschland auf 1,6 Milliarden Euro geschätzt. Insekten spielen auch als Nahrungsgrundlage für insektenfressende Tiere, wie viele Vogelarten, eine elementare Rolle.

Dem Rückgang der Insekten und Vögel wird man nur begegnen können, wenn die EU-Agrarsubventionen in Höhe von mehr als sechs Milliarden Euro jährlich für deutsche Landwirte nicht länger von der Größe der bewirtschafteten Fläche abhängen, sondern an Maßnahmen gekoppelt sind, die die Biodiversität fördern.

Besonders bedeutsam ist die Erhöhung des Anteils extensiv genutzter Flächen der Acker- und Grünlandnutzung sowie die Wiederaufnahme traditioneller Bewirtschaftungsweisen (extensive Mahd oder Beweidung, Plaggenhieb, kontrolliertes Brennen) in brachliegenden oder nur sporadisch genutzten Habitatsinseln in der Agrarlandschaft.

Wichtig ist aber auch die Erhaltung oder Wiederherstellung einer vielfältigen Landschaftsstruktur durch Verzicht auf Grünlandumbruch und Anlage extensiv oder gar nicht bewirtschafteter linearer Strukturen in der Landschaft (Ackerrandstreifen, breite krautreiche Säume, Uferrandstreifen und Hecken).

apl. Prof. Dr. Thomas Fartmann
Universität Osnabrück
Biodiversität und Landschaftsökologie
Fachbereich Biologie/Chemie
E-Mail: thomas.fartmann@biologie.uni-osnabrueck.de

www.biologie.uni-osnabrueck.de/forschung/biodiversitaet_und_landschaftsoekologie.html



Brexit.

Was bedeutet ein „Crash-Ausstieg“ der Briten für deutsche Bürger?

Oliver Dörr

Im Juni 2016 hat die britische Erde gebebt, und das Beben klingt in ganz Europa bis heute nach. Und nach einer von populistischen Manipulationen begleiteten Volksabstimmung hat mit dem Vereinigten Königreich zum ersten Mal ein Mitgliedstaat der Europäischen Union den Austritt aus dieser erklärt. Die Austrittserklärung erfolgte am 29. März 2017 und löste gemäß Artikel 50 des EU-Vertrages eine grundsätzlich zweijährige Verhandlungsphase aus, während der dieser austrittswillige Staat und die Union die Einzelheiten des Austritts und seine unmittelbaren Konsequenzen vereinbaren sollen. Nach Ablauf dieser Frist, am 30. März 2019, wird die britische Austrittserklärung wirksam: Ab diesem Tag wird das Vereinigte Königreich kein EU-Mitgliedsstaat mehr sein und das Unionsrecht findet im Verhältnis zu den verbleibenden Mitgliedstaaten keine Anwendung mehr.

Die Folgen dieses Austritts können zwischen den Parteien im Austrittsabkommen nach Artikel 50 des EU-Vertrages relativ frei vereinbart werden. Kommt ein solches Abkommen aber bis zum März 2019 nicht zustande, wäre ein sogenannter hard Brexit oder eben ein „Crash-Ausstieg“ die Folge. In diesem Fall endeten am 30. März alle vertraglichen Gewährleistungen



zwischen Großbritannien und der EU, es entfielen mit sofortiger Wirkung Aufenthaltsrecht, Freizügigkeit, Freihandel und Nichtdiskriminierung für alle deutschen Staatsangehörigen im Vereinigten Königreich. Die Rechtsstellung von Deutschen in Großbritannien bestimmte sich ausschließlich nach den dort geltenden staatlichen Bestimmungen und dem allgemeinen Völkerrecht.

Was hieße das konkret? Wer die nächste royale Hochzeit oder ein Musical in London besuchen oder in Cornwall auf den Spuren Rosamunde Pilchers

wandeln wollte, bräuchte ein Einreisevisum, das der britische Staat nicht erteilen muss. Er oder sie hätte keinen Rechtsanspruch auf Einreise und wäre nicht einmal vor Diskriminierung geschützt. Wenn Ihre Kinder einen Sprachkurs in Southampton machen oder in Cambridge studieren wollten, gälte dasselbe. Zudem würden die Studiengebühren nach dem Satz bemessen, der zum Beispiel auch für chinesische, arabische und russische Staatsangehörige gilt.

Deutsche Staatsbürger, die in Großbritannien leben und arbeiten, verlören am 30. März von einem Tag auf den anderen ihr Aufenthaltsrecht und damit ihre Existenzgrundlage. Neue Existenzen ließen sich dort zunächst nicht, jedenfalls nicht rechtsicher gründen. Der von vielen so geschätzte English Breakfast Tea im Supermarkt oder der schottische Whisky im Weinhandel würden teurer, weil auf ihnen Einfuhrzölle lasteten. Übertragungen der Fußballspiele aus der englischen Premier League könnten entfallen, weil es sich um eine grenzüberschreitende Dienstleistung handelt. Flüge in die USA müssten ohne neue Vereinbarung den britischen Luftraum vermeiden, würden also länger und teurer. Produkte, die bislang unter Verwendung britischer Zulieferteile

oder Vorfertigungen in Deutschland verkauft werden, könnten vom Markt verschwinden, weil Zulieferketten zerbrechen.

All dies können Folgen des Brexits sein, ohne ein Austrittsabkommen wären sie wenigstens sehr wahrscheinlich. Ob Vereinbarungen gelingen können, die dem ein wenig die Spitze nehmen, ist gegenwärtig, Mitte November 2018, noch immer ungewiss. Diese Ungewissheit über die konkrete Gestalt des Brexits ist allgegenwärtig und überdeckt bislang in der öffentlichen Wahrnehmung manches andere: wie zum Beispiel die dringende Warnung vor den Untiefen direkter Demokratie, die sich aus den Geschehnissen ergeben muss!

Prof. Dr. Oliver Dörr
Universität Osnabrück
Öffentliches Recht, Europarecht, Völkerrecht,
Rechtsvergleichung
Fachbereich Rechtswissenschaften
E-Mail: ls-doerr@uni-osnabrueck.de
Internet: www.doerr.jura.uni-osnabrueck.de/startseite.html



Schalom, Salam. Wie antisemitisch ist der Islam?

Michael Kiefer

Antisemitismus gibt es in unterschiedlichem Ausmaß in allen gesellschaftlichen Gruppen – auch unter Muslimen. Allein in Deutschland hat es in den vergangenen Jahren Vorfälle gegeben, für die Menschen aus muslimischen Sozialisationskontexten verantwortlich zeichnen. Erwähnt seien hier der Anschlag auf die Düsseldorfer Synagoge und die Verwüstungen an der Essener Synagoge im Oktober 2000, die Steinwürfe gegen eine jüdische Tanzgruppe im Juni 2010, der Angriff auf einen Rabbi in Offenbach im Juni 2013 und die Übergriffe gegen jüdische Schülerinnen und Schüler zuletzt in Berlin. Es besteht offenkundig eine Problemlage, die auch in der wissenschaftlichen Diskussion als unstrittig gilt.

Die Ursachen antisemitischer Haltungen unter Muslimen werden hingegen seit Jahren kontrovers diskutiert. Auf der einen Seite stehen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Robert Wistrich, die die These vertreten, es gäbe einen originären muslimischen Antisemitismus, der sich aus der islamischen Tradition speise. Wistrich verweist zum Beispiel auf das Pogrom im marokkanischen Fes im Jahr 1033, dem zahlreiche jüdische Bewohnerinnen und Bewohner zum Opfer fielen.



Auf der anderen Seite stehen Autorinnen und Autoren wie Bernard Lewis oder Norman Cohen, die ein differenzierteres Bild des Zusammenlebens von Juden und Muslimen zeichnen. So zeigen materialreiche Studien, dass es in der 1400-jährigen islamischen Geschichte Phasen von Diskriminierungen und Verfolgungen, aber auch lange Phasen des gedeihlichen Zusammenlebens gab. Unvergessen ist zum Beispiel die Aufnahme der Sephardim durch das Osmanische Reich, die nach dem Alhambra-Edikt 1492 Spanien verlassen mussten.

Folgt man Cohen und Lewis, kann kaum von einem durchgehenden Antisemitismus gesprochen werden, der in islamischen Gesellschaften zu allen Zeiten und in allen Regionen vorfindbar gewesen wäre. Pauschale Urteile sind daher wenig geeignet, eine komplexe Sachlage zu beschreiben. Dies zeigen auch antisemitische Narrative, die unter Muslimen kursieren. Zwei Beispiele: In Syrien, das seit Jahrzehnten vom Bath-Regime drangsaliert wird, gehört der Antisemitismus quasi zur Staatsraison. Dafür steht insbesondere der vor Kurzem verstorbene langjährige Verteidigungsminister Mustafa Tlas. Von ihm stammt die antisemitische Schmähchrift „Fatir Sihyun“ (Matzen Zions), die sich mit der Damaskus-Affäre des Jahres 1840 beschäftigt. Tlas berichtet darin über angebliche Ritualmordverbrechen Damaszener Juden. Bemerkenswert ist, dass der Sunnit Tlas christliche Ritualmordlegenden gemischt mit Verschwörungsvorwürfen für Propagandazwecke nutzt. Ähnliche Geschichten präsentiert die iranische Serienproduktion „Sarahs blaue Augen“. Hauptakteur ist ein finsterner israelischer General, der Kindern nachstellt, um ihnen Organe zu rauben. In der türkischen Kinoproduktion „Tal der Wölfe“ wird ein jüdischer

Arzt präsentiert, der in den Organhandel verwickelt sein soll. Auch hier fällt auf, dass diese Narrationen gänzlich außerhalb islamischer Bezüge stehen.

Thomas Haury hat vor Jahren darauf hingewiesen, dass der Antisemitismus sich längst zu einem „flexiblen Code“ entwickelt hat, der es ermöglicht, Narrative aus verschiedenen religiösen und kulturellen Kontexten zu mischen. Die Ergebnisse können offenbar ohne Probleme in verschiedene religiöse oder politische Kontexte implementiert werden. Heutige antisemitische Narrationen speisen sich daher zumeist aus mehreren Quellen und sind auch im Nahen Osten nicht einfach nur islamisch.

Dr. Michael Kiefer
 Universität Osnabrück
 Islamische Theologie
 Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften
 E-Mail: michael.kiefer@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.islamische-theologie.uni-osnabrueck.de/personal/postdocs/dr_michael_kiefer.html



Falsche Erinnerungen. Wie leicht lässt sich das Gehirn hacken?

Thomas Gruber

Stellen Sie sich vor, Sie sollen eine Liste von fünfzehn Wörtern auswendig lernen, zum Beispiel Piano, Rhythmus, Note, Orchester und so weiter. Erstaunlicherweise antworten die meisten Menschen bei einem anschließenden Gedächtnistest auf die Frage, ob das Wort „Musik“ Teil der Aufzählung war mit einem „Ja“ – obwohl dieser Begriff in der ursprünglich dargebotenen Liste nicht vorgekommen ist. Durch eine manipulierte Frage wurde eine sogenannte falsche Erinnerung an ein Wort angelegt, das nie präsentiert wurde.

Das Einpflanzen von Gedächtnisinhalten funktioniert nicht nur für simple Wörter, sondern auch für komplexere Gegebenheiten. Wenn man Versuchspersonen die Fotografie eines Auffahrunfalles zeigt und sie entweder schätzen lässt, wie schnell die Unfallfahrzeuge waren als sie ineinander stießen, oder sie beurteilen müssen, wie schnell die Autos waren, als sie ineinander krachten, werden die Geschwindigkeiten bei der Formulierung „krachen“ schneller eingeschätzt. Weiterhin erinnern sich die Teilnehmer in diesem Falle häufiger daran, zersplitterte Scheiben gesehen zu haben, obwohl diese auf den Unfallfotos nie zu sehen waren.



Ein weiteres Beispiel, bei dem sogar das biografische Gedächtnis verändert werden konnte: Durch eine geschickte experimentelle Manipulation konnten Testpersonen dazu gebracht werden, sich daran zu erinnern, als Kind in einem Einkaufszentrum verloren gegangen zu sein, obgleich auch dieses Ereignis nie stattgefunden hat.

Ein detaillierterer Vergleich der Ergebnisse aus den drei beschriebenen Studien ergibt Folgendes: Bei dem relativ einfachen Experiment, bei dem das Wort „Musik“ fälschlicherweise erinnert wurde, nachdem

bedeutungsverwandte Begriffe präsentiert wurden, war die Manipulation bei circa 80 Prozent der Versuchspersonen erfolgreich. Von einer nicht vorhandenen zersplitterten Scheibe berichtete ungefähr die Hälfte der Teilnehmer. Auf die gefälschte Geschichte im Einkaufszentrum verloren gegangen zu sein, fielen nur noch 25 Prozent der Testpersonen herein. Das heißt: Umso komplexer die falsche Erinnerung ist, die eingepflanzt werden soll, desto unwahrscheinlicher wird es, dass sich das Gehirn „hacken“ lässt.

Trotzdem ist festzuhalten, dass es prinzipiell möglich ist, Erinnerungen zu beeinflussen; und es lässt sich eine grundlegendere Schlussfolgerung bezüglich der Funktionsweise des Gedächtnisses ziehen. Unser Erinnerungsvermögen funktioniert nicht wie eine Eins-zu-eins-Mitschrift der Realität. Eher lässt sich unser Gedächtnis mit einem Eintrag bei Wikipedia vergleichen, den man selbst immer wieder anpasst, der aber auch von anderen geändert werden kann. Die oft negativen Implikationen dieser Tatsache zum Beispiel im Bereich von Zeugenaussagen oder dem Einfluss von Fake News auf unser vermeintliches Weltwissen sind offensichtlich. Schließen möchte ich allerdings mit einem positiveren Aspekt. Eine weitere Studie

ergab, dass das Einpflanzen von positiven Erinnerungen an den Genuss von gesundem Essen später eine positivere Bewertung von Gemüse zur Folge hat. Wenn Sie Ihren Kindern nur häufig genug erzählen, dass sie Gemüse schon immer geliebt haben, könnte dies durchaus gesundheitsförderliche Konsequenzen haben. Nun könnte man der psychologischen Forschung vorwerfen, es sei unethisch, die eigenen Kinder anzulügen, um ein gewünschtes Verhalten hervorzurufen. Ich kann dieses Dilemma nicht lösen, möchte allerdings darauf hinweisen, dass die Mär vom Nikolaus und seinem Knecht Ruprecht nicht von Psychologen erdacht wurde.

Prof. Dr. Thomas Gruber
Universität Osnabrück
Allgemeine Psychologie I
Fachbereich Humanwissenschaften
E-Mail: thomas.gruber@uni-osnabrueck.de
Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/
fachgebiete/allgemeine_psychologie_i/team.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/allgemeine_psychologie_i/team.html)



Unter Beobachtung. Wie bleibt man unsichtbar im Internet?

Prof. Dr. Oliver Vornberger

Die Struktur des Internets besteht aus Milliarden von Computern, die durch Kabel oder Funk miteinander verbunden sind. Jedes Gerät wird durch seine IP-Adresse identifiziert. Einige der Rechner arbeiten als Server, die ihr Wissen in Datenbanken gespeichert haben, oftmals mundgerecht aufbereitet als Webseite. Einige der Rechner fungieren als Klienten, die etwas wissen wollen, nämlich den Inhalt einer bestimmten Webseite von einem bestimmten Server. Diese Anforderung wird im Netzwerk von Knoten zu Knoten weitergereicht, bis sie bei dem Zielrechner angelangt ist. Dort wird, sofern vorhanden, die gewünschte Seite ausgeliefert, auf den Rückweg geschickt und dann im Webbrowser des Nutzers angezeigt.

Damit das funktioniert, muss natürlich die IP-Adresse des Nutzers, wir wollen ihn Kevin nennen, mitgeschickt werden. Diese gibt zwar nicht die Identität von Kevin preis, aber die ungefähre geografische Lage seines Computers. Das ist durchaus praktisch. Denn wenn Kevin in Osnabrück eine Google-Suche startet mit „Blumenhalle“, so erhält er bei über 100.000 Treffern auf Platz eins das Restaurant „Blumenhalle“ auf dem Blumenhaller Weg, was er vermutlich auch gemeint hatte.



Um den Ablauf von Anfragen und Antworten zu optimieren, kann Kevin seinem Webbrowser erlauben, sogenannte Cookies auf seiner Festplatte zu speichern. Das sind kleine Textdateien, in denen der angefragte Server sich Notizen macht, damit er Kevin beim nächsten Besuch besser bedienen kann. Beispielsweise kann er so auf mehreren Webseiten eines Online-Shops seinen Warenkorb füllen und dann am Ende zur Kasse gehen. Cookies können auch von Werbefirmen ausgewertet werden, um zu sehen, welche Webseiten Kevin besucht hat. Daher wundert

sich auch Chantal, die Lebensabschnittsgefährtin von Kevin, warum ihr dauernd beim Surfen am gemeinsamen Computer die neuesten Zwei-Gang-Schlagbohrmaschinen präsentiert werden. Das Recht, ein bestimmtes Werbebanner zu zeigen, wird im Rahmen einer Online-Auktion ersteigert. Daran nehmen alle Werbepartner teil, die innerhalb einer Zehntelsekunde entscheiden, ob ihnen ihre Werbung bei Kevins bisherigem Surfverhalten das Geld wert ist. Falls Kevin sich dadurch beobachtet fühlt, könnte er natürlich einen Werblocker in seinem Webbrowser einbauen.

Nun könnte es sein, dass Kevin gelegentlich www.beate-uhse.de besucht und er diesem Server ungenügend seine IP-Adresse mitteilen möchte. Hierzu wendet sich Kevin zunächst an einen sogenannten Proxy-Server, der dann gegen eine geringe Gebühr die ursprüngliche Anfrage ohne Nennung seiner IP an den gewünschten Server richtet. Dessen Antwort reicht dann der Proxyserver an Kevin weiter.

Die ultimative Verschleierung findet durch das TOR-Netzwerk statt, welches Kevins Anfrage zunächst über mehrere ständig wechselnde Proxyserver schickt und erst dann den Zielsever kontaktiert.

Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit bewegt er sich nun komplett anonym im Internet. Sollte Kevin allerdings auf dem Server ein kostenpflichtiges Video streamen lassen, tritt ein Problem mit der Bezahlung auf. Denn jeder Kauf hinterlässt natürlich eine Spur zu Kevins Kreditkartenfirma. Hier hilft Bitcoin, eine digitale Währung, mit der Kevin anonym im Internet bezahlen könnte.

Ist er nun auf der sicheren Seite? Fast. Denn während Kevin am Samstagmorgen zum Brötchenholen geht, fährt Chantal den PC hoch und öffnet die Historie des Webbrowsers. Und dort liest sie den Eintrag „Schulmädchenreport Teil zwölf, abgerufen von www.beate-uhse.de“. Schade auch. Das Wochenende ist gelaufen.

Prof. Dr. Oliver Vornberger
Universität Osnabrück
Medieninformatik/E-Learning
Fachbereich Mathematik/Informatik
E-Mail: oliver.vornberger@uni-osnabrueck.de
Internet: [www.informatik.uni-osnabrueck.de/
institut/personen.html](http://www.informatik.uni-osnabrueck.de/institut/personen.html)



Heißhunger und hemmungsloses Schlemmen. Was steuert unsere Esssucht?

Silja Vocks

Wir leben in einer Welt des Überangebots und der ständigen Präsentation von schmackhaften und häufig hochkalorischen Speisen. Dieses Überangebot trägt zur Zunahme von Übergewicht bei. Gemäß einer aktuellen Studie sind circa. 63 Prozent der Männer und circa 54 Prozent der Frauen hiervon betroffen. Parallel existiert ein ausgeprägtes Schlankeitsideal, das für viele Menschen kaum erreichbar ist. So klaffen das tatsächliche und das ideale Gewicht immer weiter auseinander. Um jedoch dem Ideal zu genügen, halten viele Menschen dauerhaft oder phasenweise Diät. Ob das gezügelte Essverhalten Essanfälle begünstigt, ist ungeklärt: Während einige Studien darauf hindeuten, dass Diät halten die Wahrscheinlichkeit für Essanfälle steigert, legen andere Studien den gegenteiligen Effekt nahe, das heißt eine Abnahme des Dranges nach Nahrung infolge einer längeren Fastenperiode.

Essanfälle treten auch im Rahmen verschiedener Essstörungen auf. Während dieser Anfälle verschlingen die Betroffenen meist hochkalorische Nahrungsmittel, die sie sich sonst streng verbieten, wie Pasta, Süßigkeiten oder Chips. Im Rahmen eines solchen Essanfalles werden bei der Bulimia Nervosa, der sogenannten Ess-Brech-Sucht, zumeist 1.500



bis 4.500 Kalorien konsumiert, zum Teil aber auch deutlich mehr. Während dieser Essanfälle haben die Betroffenen das Gefühl, nicht steuern zu können, was und wie viel sie essen. Typische Auslöser sind Studien zufolge – neben der gezügelten Nahrungsaufnahme – negative Emotionen. So dienen die Essanfälle unter anderem der Regulation von Gefühlen. Um durch die Essanfälle nicht zuzunehmen, zeigen die Betroffenen selbstschädigende Strategien wie selbst herbeigeführtes Erbrechen oder den Missbrauch von Abführmitteln. Ähnliche Essanfälle treten auch bei der Binge-Eating-

Störung, der sogenannten Essanfallsstörung auf. Allerdings zeigen die Betroffenen hier keine regelmäßigen Gegenmaßnahmen, weshalb circa die Hälfte von ihnen übergewichtig ist.

Die Entstehung und Aufrechterhaltung von Essanfällen scheint mit Veränderungen im Belohnungssystem des Gehirns einherzugehen. Dieses setzt sich aus verschiedenen Hirnarealen und Nervenverbindungen zusammen, wobei dem Nucleus accumbens und dem Botenstoff Dopamin eine besondere Rolle zukommt. Das Belohnungssystem wird durch Nahrung aktiviert, aber auch durch Sexualität, Glücksspiele und Substanzen wie Koffein, Nikotin, Alkohol oder Kokain sowie – laut neuerer Studien – Likes auf Facebook. Zur Aktivierbarkeit des Belohnungssystems bei Essstörungen gibt es widersprüchliche Befunde. Erste Studien deuten darauf hin, dass, ähnlich wie bei Drogen- und Alkoholsucht, anfangs eine verstärkte Aktivierung durch die Nahrungsmittel stattfindet, was die Entstehung des Suchtverhaltens begünstigt. Im Verlauf der Erkrankung reguliert sich die Aktivität des Belohnungssystems jedoch herunter und es reagiert zunehmend schwächer auf die Nahrungsreize, sodass

mehr und mehr Stimulation benötigt wird, um den belohnenden Effekt zu erzielen.

Der Blick auf die möglichen Auslöser offenbart, wie Essanfällen entgegengewirkt werden könnte: Zunächst empfiehlt sich ein regelmäßiges Essverhalten, um den nahrungsbezogenen Deprivationszustand zu vermeiden. Auch die Entwicklung von alternativen, nicht-selbstschädigenden Strategien zum Umgang mit negativen Emotionen kann zielführend sein. Möglicherweise könnte aber auch eine Stimulation des Belohnungssystems durch positive Reize, die keine negativen Folgen wie Übergewicht haben, hilfreich sein.

Prof. Dr. Silja Vocks
Universität Osnabrück
Klinische Psychologie und Psychotherapie
Fachbereich Humanwissenschaften
E-Mail: silja.vocks@uni-osnabrueck.de
Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/
institut/mitarbeiterverzeichnis.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/institut/mitarbeiterverzeichnis.html)



WAS STEUERT UNSERE

ESS-SUCHT?

ÜBER 50% DER
BEVÖLKERUNG
HAT ÜBERGEWICHT



DIÄT

C. POZAT

"BULIMIA
NERVOSA"
(ESS-BRECH-
SUCHT)



VERSCHLINGEN
HOCHKALORISCHER
NAHRUNGSMITTEL



ESSANFÄLLE?

"BINGE-EATING-
STÖRUNG"
(ESSANFALLS-
STÖRUNG)

GEGEN-
MAßNAHMEN

ERBRECHEN
ODER
ABFÜHRMITTEL

ÄHNLICH WIE
DROGEN- & ALKOHOL-
SUCHT



KEINE REGELMÄßIGEN
GEGENMAßNAHMEN

Gestern oder Morgen. Warum läuft die Zeit nicht rückwärts?

Jochen Gemmer

Eine naheliegende Frage, die sich jedem stellen sollte, der sich ein wenig mit Physik beschäftigt. Denn tatsächlich sind praktisch alle grundlegenden „Bewegungsgesetze“, also Gleichungen, die bestimmen, wie Bewegungen ablaufen können, „zeitumkehr-invariant“. Das heißt, nach diesen Gleichungen ist alles, was vorwärts passieren kann, auch rückwärts erlaubt. Das naheliegende Beispiel sind vielleicht die Newtonschen Gesetze, welche die Bewegung von Pendeln, Bällen, Planeten, et cetera beschreiben. Prinzipiell findet sich die Zeitumkehrinvarianz aber ebenso in der Quantenmechanik und der Relativitätstheorie.

Das ist auch im Alltag näherungsweise zu beobachten: Die Bewegung eines schweren Pendels an einem langen Faden ist über gewisse Zeiträume sogar fast identisch mit ihrer eigenen Rückwärtsversion. Auch ein kleiner, schwerer Ball, der in einem Bogen geworfen wird, könnte auf fast derselben Bahn zurückgeworfen werden. Sieht man Filme solcher Vorgänge, kann man typischerweise nicht unterscheiden, ob sie vorwärts oder rückwärts laufen.

Es lassen sich irritierenderweise aber auch zahllose Vorgänge beobachten, die der fundamentalen Zeitumkehrinvarianz zu widersprechen scheinen:



Eine heiße Tasse Kaffee etwa wird in einem normaltemperierten Raum immer nur abkühlen, sie wird nicht, umgekehrt, heißer werden. Hat die Zeit nun also eine Vorzugsrichtung?

Betrachten wir zum besseren Verständnis ein Beispiel aus der Küche: Wir füllen die linke Hälfte einer Schüssel mit Mehl und die rechte mit Kakao. Nun rühren wir im Uhrzeigersinn so lange bis sich Mehl und Kakao vollständig gemischt haben. Nach einem Moment des Wartens rühren wir präzise rückwärts, gegen den Uhrzeigersinn. Wird sich das

Gemisch nun entmischen bis Mehl und Kakao wieder in den Hälften der Schüssel getrennt sind? Wahrscheinlich nicht. Wäre die Welt tatsächlich von der Newtonschen Physik bestimmt und würden die Mehl- und Kakaopartikel nach dem ersten Rühren wieder völlig zur Ruhe kommen, dann müsste diese Trennung aber stattfinden.

Selbst in einer Newtonschen Welt sind die Partikel aber nach dem ersten Rühren nicht wirklich in Ruhe, sie führen immer noch winzige, unkontrollierbare Zitterbewegungen, sogenannte Wärmebewegungen aus. Diese Wärmebewegungen können wir nicht umkehren, daher gelingt es uns nicht, genau in die „Rückwärtslösung“ der Newtonschen Gleichungen zu kommen, selbst wenn wir präzise rückwärts rühren könnten. Warum aber kommen wir bei diesen mikroskopischen Abweichungen nicht mal in die Nähe des Mehl-Kakao-getrennten Anfangszustands zurück? In der statistischen Physik werden alle mikroskopisch möglichen Anordnungen von Mehl- und Kakaopartikeln durchgezählt und in zwei Gruppen geteilt: Solche, die einer makroskopischen Mehl-Kakao-Trennung, und solche, die einer makroskopischen Mischung entsprechen. Man findet,

dass es viel, viel mehr „Mischungsanordnungen“ als „Trennungsanordnungen“ gibt. Die Wärmebewegung macht es den Partikeln unmöglich, auf dem genau- en „Rückweg“ wieder präzise in die ursprünglichen Trennungsanordnungen zu kommen, sie werden immer knapp daneben landen. Da es aber so viel mehr Mischungsanordnungen gibt, bedeutet „knapp daneben“ eben praktisch immer: in einer der zahllosen Mischungsanordnungen. Daher erscheinen Mehl und Kakao weiterhin gemischt.

Geht man von einer Quantenwelt aus, dann wird die Frage nach der Ursache der faktischen Irreversibilität noch etwas schwieriger. Die vollständige Antwort wird bis heute erforscht, auch an der Universität Osnabrück.

Prof. Dr. Jochen Gemmer
 Universität Osnabrück
 Theoretische Physik
 Fachbereich Physik
 E-Mail: jgemmer@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.physik.uni-osnabrueck.de/
 fachbereich/personal.html](http://www.physik.uni-osnabrueck.de/fachbereich/personal.html)



Binnen-I und Gendersternchen. Droht uns eine Sprachzensur?

Christina Noack

Ja, liebe Leser/*_Innen, gendern ist en vogue. Eine verbindliche Norm dazu gibt es nicht; zurzeit wird in den Medien noch experimentiert, mit Schrägstrich, Sternchen, Binnengroßschreibung oder Unterstrich. Ein wenig leserfreundlicher begegnen uns Doppelformen, verehrte Leserinnen und Leser, die ab einer bestimmten Häufung den Text jedoch auch stark aufblähen und dem Verständnis zuwider laufen können.

Der Wunsch nach Gleichbehandlung sozialer Gruppen, der in der Sache ebenso richtig wie wichtig und als im Grundgesetz festgeschriebenes Individualrecht nicht verhandelbar ist, treibt im Sprachgebrauch mitunter seltsame Blüten. Aus einer gesellschaftspolitischen Notwendigkeit heraus werden tatsächlich die sprachlichen Mittel zum Teil arg strapaziert. Etwas schräg wird es spätestens dann, wenn grammatisch neutrale Formen für eindeutig männliche beziehungsweise weibliche Personen Verwendung finden, wie „die Studierende Maria Müller“ oder „die Lehrperson Herbert Schmidt“.

Die deutsche Sprache ist allerdings keinesfalls als Leidtragende zu sehen, nicht als Opfer von dahergelaufenen Sprachpanschern, wie es mitunter behauptet wird. Stattdessen hat sie sich die Sache mit



der Genderkorrektheit selbst eingebracht. Indem die Sprache so tut, als seien grammatisches und biologisches Geschlecht dasselbe, und den Sprechern suggeriert, bei jeder maskulinen Form Frauen kategorisch auszuschließen, hat sie erst zum Gendern ermuntert, wie ich meine. Die Sprachgemeinschaft tut nämlich nichts anderes, als sich der Mittel zu bedienen, die die Sprache selbst hergibt.

Das „Problem“ liegt dabei teilweise in unserer deutschen Grammatik, in der die Geschlechterunterscheidung formalisiert ist: Das grammatische

Geschlecht, das mit dem biologischen nicht zu wechseln ist, wird ebenso wie dieses vor allem durch den Artikel sichtbar: die Sonne, die Frau – der Mond, der Mann. Es liegt aber natürlich auch an der gewachsenen Sprache, die sich jahrhundertlang ungestört an den gesellschaftlichen Rollennormen anlehnte, die dazu führten, dass die männliche Form dort die „Normalform“ darstellt, wo Frauen lange nicht vorgesehen waren und umgekehrt: der Lehrer, der Pastor, der Metzger, versus die Zofe, die Hebamme, die Krankenschwester. Diese lang tradierten Verhältnisse spiegelt unsere Sprache noch immer wider und ruft jene auf den Plan, die im Sprachgebrauch die alten Muster zementiert sehen.

Droht uns eine Sprachzensur? Nun ja, wenn sich Schreibende genötigt sehen, die Vermeidung genderneutraler Formen zu rechtfertigen, wie es zur Zeit in wissenschaftlichen Arbeiten immer häufiger der Fall ist, oder Verwaltungstexte in teuren und aufwendigen Verfahren gendergerecht umgeschrieben werden, kann man schon von Selbstzensur sprechen.

Ich möchte die Frage abschließend noch einmal anders stellen, nämlich: Kann durch einen entsprechenden Sprachgebrauch Geschlechtergerechtigkeit

erreicht werden? Hier besteht aus meiner Sicht eine Schiefelage. Der Blick auf die sprachlichen Formen verstellt offenkundig die wahren Probleme, nämlich die immer noch virulente Ungleichbehandlung von Mann und Frau in unserer Gesellschaft. Was nützt es der Frau, wenn sie von ihrer Bank gendergerecht als „Kundin“ angesprochen wird, und dennoch am Monatsende weniger Gehalt für die gleiche Arbeit überwiesen bekommt als der Kollege, um nur ein Beispiel für Geschlechterungerechtigkeit zu nennen.

Prof. Dr. Christina Noack
 Universität Osnabrück
 Didaktik der Deutschen Sprache,
 Schwerpunkt Grundschule
 Fachbereich Sprach- und Kulturwissenschaft
 E-Mail: cnoack@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.uni-osnabrueck.de/universitaet/organisation/zentrale_einrichtungen/zentrum_fuer_lehrerbildung_zlb/ansprechpartnerinnen_und_ansprechpartner.html



Schmähkritik. Was darf Satire, was darf sie nicht?

Olav Krämer

„Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.“ Mit diesem Bonmot beginnt Kurt Tucholskys berühmte Glosse „Was darf die Satire?“, die vor fast 100 Jahren, im Januar 1919, erstmals publiziert wurde. Die Frage danach, was der Satire erlaubt sei und was nicht, begleitet diese Gattung von ihren antiken Anfängen an bis in unsere Zeit.

In der jüngsten Vergangenheit ist eine kontroverse Diskussion dieser Frage bekanntlich durch ein Gedicht des Satirikers und Fernsehmoderators Jan Böhmermann ausgelöst worden, das von dem türkischen Präsidenten Erdogan handelt. Das mittlerweile in Teilen verbotene Gedicht wurde von Böhmermann mit dem Titel „Schmähkritik“ versehen und ausdrücklich als Beispiel für etwas präsentiert, was nicht mehr als legitime Satire gelten könne. Wie der Fall Böhmermann zeigt, hat die gestellte Frage auch eine juristische Seite, für die ich als Literaturwissenschaftler allerdings nicht kompetent bin. Ich konzentriere mich daher auf die Frage, wie der Bereich des Zulässigen von Satirikern selbst und von Dichtungstheoretikern abgegrenzt worden ist. Vier Richtlinien sind besonders häufig aufgestellt und variiert worden. Erstens:



Die Satire soll der Wahrheit verpflichtet sein. Sie darf und soll zwar übertreiben, aber die Übertreibungen sollen erkennbar dazu dienen, auf tatsächlich existierende Missstände hinzuweisen. Zweitens: Die Satire soll sich an einer moralischen Norm orientieren und auf eine Verbesserung der Zustände zielen, also nicht von rein destruktiven Einstellungen wie Rachsucht oder Zynismus angetrieben werden. Damit hängt eine dritte Forderung eng zusammen: Die Satire soll moralische Fehler oder Torheiten aufs Korn nehmen, aber nicht Personen wegen angeborener Eigenschaften

oder wegen eines unverschuldeten Schicksals verspotten. Eine vierte Forderung schließlich war auch unter Satirikern oft umstritten, nämlich die Forderung, dass Satiren verbreitete Verfehlungen anprangern, aber nicht einzelne Personen als solche attackieren sollten.

Tucholsky beantwortete die Frage „Was darf die Satire?“ zwar mit einem provokanten „Alles“, doch tatsächlich entsprach seine satirische Praxis in hohem Maße den traditionellen Forderungen. Aber wenn auch nicht unbedingt bei Tucholsky, so finden sich in der Geschichte der Satire gleichwohl viele Beispiele für Abweichungen von diesen Vorgaben. Gerade die jüngste Entwicklung der Satire wird durch Zeitschriften und Fernsehsendungen geprägt, die ganz programmatisch immer wieder die so definierten Grenzen überschreiten, insbesondere die Grenze zwischen Satire und persönlicher Schmähung. Ein prominentes Beispiel hierfür ist die Zeitschrift *Titanic*, und auch Böhmermann mit seinem Erdogan-Gedicht fügt sich in diese Entwicklung ein.

Diese jüngsten Tendenzen weisen in historischer Sicht zwar durchaus wichtige Besonderheiten auf, aber zur Geschichte der Satire gehörten von Anfang an nicht nur Bemühungen um eine Selbstbeschrän-

kung, sondern auch Verstöße gegen solche Regeln. So erschien kurz nach dem Tod des römischen Kaisers Claudius im Jahr 54 nach Christus eine Satire, die sich auf sehr pietätlose Weise über den verstorbenen Herrscher lustig machte. In dieser Satire, die wahrscheinlich von dem Dichter und Philosophen Seneca stammt, wird Claudius nach seinem Ableben die Aufnahme unter die Götter verweigert, und so lautet der Titel des Textes nicht: „Die Vergöttlichung des Claudius“, sondern: „Die Verküßigung des Claudius“.

Prof. Dr. Olav Krämer
 Universität Osnabrück
 Neue Deutsche Literaturwissenschaft
 Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft
 E-Mail: olav.kraemer@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.lili.uni-osnabrueck.de/institut_fuer_germanistik/lehre.html?no_cache=1



Kirchenasyl. Zuflucht zu Unrecht?

Andreas Kubik-Boltres

Als „Kirchenasyl“ bezeichnet man es, wenn Menschen, die abgeschoben werden sollen, auf kircheneigenem Gelände – manchmal sogar in der Kirche selbst – untergebracht werden. Damit will man erreichen, dass der Fall von der zuständigen staatlichen Behörde neu untersucht wird. Der Staat erzwingt meistens die Abschiebung auf kircheneigenem Boden nicht, obwohl er es dürfte. Im Gegenzug melden es die Kirchen den Behörden in aller Regel, wenn ein Fall von Kirchenasyl vorliegt. Kirchenasyle sind also zu meist öffentlich. Auch die Medien berichten über sie.

Stellen sich die Kirchengemeinden damit außerhalb des geltenden Rechts? Ganz eindeutig: Ja! Ein Sonderrecht für Kirchen auf Gewährung von Asyl gibt es nicht.

Warum handeln die Gemeinden so? Nach dem biblischen Bild vom barmherzigen Samariter fühlen Christinnen und Christen sich durch eine begegnende bedürftige Person zur Hilfe gerufen. Sie konkretisieren damit Jesu Gebot der Nächstenliebe. Nächstenliebe fragt nicht nach Hautfarbe, Religion oder Volkszugehörigkeit. Sie fragt auch nicht nach politischer Opportunität oder möglicherweise entgegenstehendem Recht.



Nun ist Nächstenliebe aber kein Verfassungsbegriff. Religionsgemeinschaften mögen ihre eigene Ethik für vollkommener halten als das staatliche Recht. Das bindet den Staat aber in keiner Weise.

Politisch wichtiger ist ein anderes Argument: In Einzelfällen, in denen der Staat vielleicht sein eigenes Recht nicht hinreichend angewandt hat, soll das Kirchenasyl Zeit verschaffen, um den Fall erneut zu prüfen. Dieses Argument ist interessant, aber fragwürdig. Für den Widerspruch gegen staatliche Entscheidungen ist bei uns der Rechtsweg vorgesehen.

Zivilgesellschaftliche Akteure dürfen ihn nicht einfach unterlaufen, um den Staat auf vermeintliche Fehler hinzuweisen.

Deshalb ist das Kirchenasyl rechtlich keine „Grauzone“, wie oft behauptet wird. Es ist ein Akt zivilen Ungehorsams, der auch entsprechend geahndet werden kann. Wer sich hier auf sein Gewissen beruft, muss bereit sein, die Konsequenzen zu tragen. Deshalb zeigen sich Kirchengemeinden manchmal nach Abschluss eines Kirchenasyls selbst an.

Allerdings: Viele Abschiebe-Entscheidungen wurden durch Kirchenasyl tatsächlich neu bewertet. Oft genug kommen die Behörden bei genauerem Hinsehen zu einer anderen Einschätzung als beim ersten Mal. Indem der Staat Kirchenasyle toleriert, beweist er Selbstkritik im Umgang mit seiner eigenen Fehlbarkeit.

Gerade deshalb müssen die Kirchen in einer demokratischen Gesellschaft aber auch den Verdacht vermeiden, als sei das Kirchenasyl Ausdruck eines grundsätzlichen Misstrauens gegenüber dem Staat und seinem Vorgehen. Umgekehrt kann es dem Staat aber auch nicht gleichgültig sein, wenn regelmäßig der Eindruck entsteht, es würde zu hart und gnadenlos

abgeschoben, obwohl die Betroffenen durchaus eine Bleibechance hätten.

Deshalb: Ob der Staat Kirchenasyle toleriert, ist allein seine Sache. In meinen Augen tut er aber gut daran, die großzügige Linie weiter zu verfolgen. Die Kirchen sind zwar nicht die höheren Statthalter der Menschenwürde in Deutschland. Aber der Staat darf aus freien Stücken das Kirchenasyl dazu benutzen, sein eigenes Vorgehen zu überprüfen. Für den einzelnen Menschen hängt vielleicht ein doch noch gelingendes Leben daran. Für die Allgemeinheit ist die Bedeutung des Kirchenasyls angesichts von wenigen Hundert ‚Fällen‘ pro Jahr ohnehin eher auf der symbolischen Ebene anzusiedeln.

Prof. Dr. Andreas Kubik-Boltres
Universität Osnabrück
Evangelische Theologie: Praktische Theologie
und Religionspädagogik
Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissen-
schaften

E-Mail: andreas.kubikboltres@uni-osnabrueck.de
Internet: www.ev-theologie.uni-osnabrueck.de/personen/professur_praktische_theologiereligionspaedagogik.html



Künstliche Intelligenz. Können und sollen Maschinen moralisch handeln?

Kai-Uwe Kühnberger

Die gestellte Frage besteht aus zwei Teilen. Erstens: Können Maschinen moralisch handeln? Zweitens: Sollen Maschinen moralisch handeln? Auf die erste Frage ist meine Antwort: Nein, sie können nicht in einem menschlichen Sinne moralisch handeln. Auf die zweite Frage: Ja, sie sollen moralisch handeln. Das ist erst mal ein Widerspruch, aber ich will versuchen, zu erklären, was ich damit eigentlich meine.

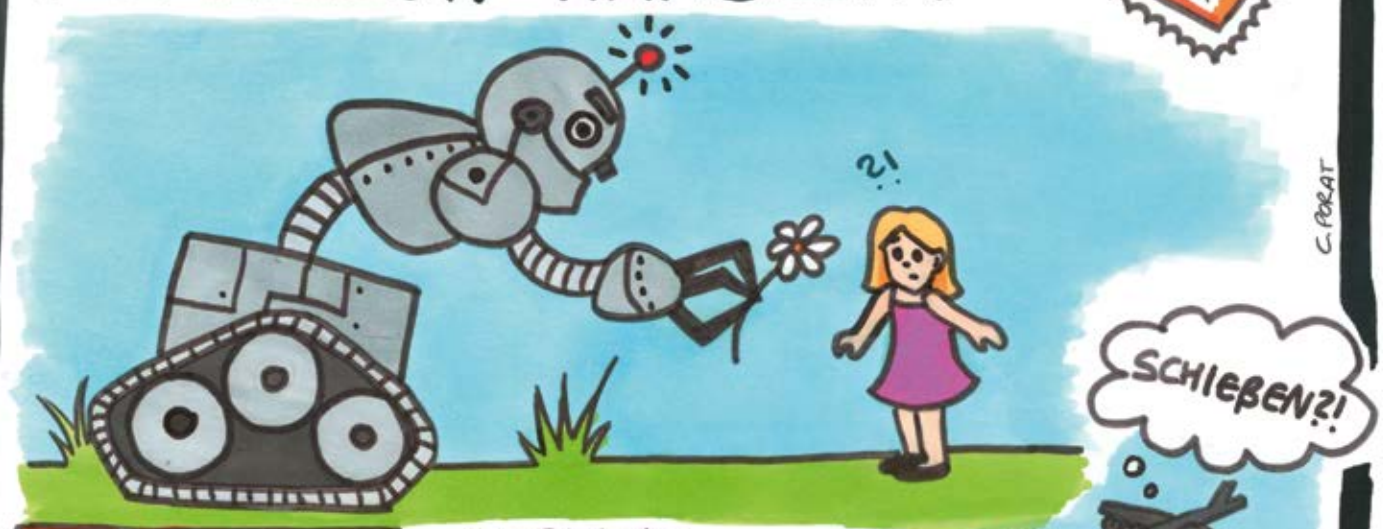
Fangen wir mit der zweiten Frage an: Sollen Maschinen moralisch handeln? Ich möchte an dieser Stelle nicht auf verhaltensmodifizierende Algorithmen eingehen, die uns sanft kontrollieren, sei es bezüglich dessen, was wir zu lesen bekommen, was wir einkaufen, was wir essen oder wie viel Sport wir machen. Ich möchte aber auf zukünftige Dilemma-Situationen im militärischen Bereich hinweisen: In naher Zukunft wird es mit hoher Wahrscheinlichkeit autonome Waffensysteme geben, die selber entscheiden, ob sie eine Luft-Boden-Rakete abfeuern, um beispielsweise einen Terroristen zu eliminieren. Entscheidend dürfte sein, wo er sich versteckt hält: in einem leeren Wohnhaus, in einem Terror-Camp, in einem bewohnten Wohnhaus, in einem Krankenhaus, in einer Schule oder in einem Kindergarten. Ohne eine moralische



Bewertung der möglichen Kollateralschäden durch die Maschine ist so eine Situation schlicht nicht vorstellbar. Deswegen: Ja, Maschinen sollen moralisch handeln.

Aber: Können sie das überhaupt? Meine Antwort ist: nein, definitiv nicht in einem menschlichen Sinn. Maschinen wissen nicht, was Tugenden sind, was Werte sind. Sie kennen kein Mitgefühl, sie verstehen noch nicht einmal, warum es Verbote oder Gebote gibt oder was Gut und Böse bedeutet. Insofern können sie auch nicht moralisch handeln. Dies liegt im Wesentlichen

KÖNNEN UND SOLLEN MASCHINEN MORALISCH HANDELN?



C. PORAT

SOLLEN SIE MORALISCH HANDELN?
- JA!

DILEMMA-SITUATIONEN
Z.B. AUTONOME WAFFENSYSTEME



ABER: SIE KÖNNEN LERNEN
ES ZU SIMULIEREN!!



KÖNNEN SIE MORALISCH HANDELN?
- NEIN!

ANDERE INFORMATION-
VERARBEITUNG



daran, dass Maschinen auf fundamental anderen Prinzipien der Informationsverarbeitung basieren als wir Menschen. Deshalb sind sie uns Menschen auch in einigen Dingen deutlich überlegen, in anderen aber nicht.

Soweit haben wir einen Widerspruch, was meine Antworten auf die beiden Fragen angeht. Aber, und dies ist ein entscheidender Punkt: Maschinen können natürlich moralisches Handeln simulieren, beziehungsweise lernen, dieses zu simulieren. Ich würde so weit gehen zu behaupten, sie können das vermutlich in Zukunft so gut simulieren, dass sie darin nicht unbedingt signifikant schlechter sein müssen als wir Menschen.

Maschinen können nämlich eine Bewertungsfunktion lernen, die neue, noch ungesehene Situationen klassifiziert, beispielsweise in eine Situation, in der Kollateralschäden beim Abfeuern einer Luft-Boden-Rakete minimal sein würden – oder eben auch nicht. Auf dieser Grundlage könnten sie dann eine Entscheidung fällen, so ähnlich wie das ein Colonel der US-Armee heute auch macht.

Aber eine solche Bewertungsfunktion könnte eventuell auch noch andere Dinge: Sie könnte bei-

spielsweise absolute Regeln beinhalten, zum Beispiel ein absolutes Folterverbot, oder sie könnte aus vielen Beispielen eine Hierarchie von Werten erlernen, das ihr erlaubt, in bestimmten Situationen zu lügen, um Schlimmeres zu verhindern; oder sie könnte Abschätzungen erlernen, um den Gesamtnutzen einer Handlung zu maximieren im Sinne einer utilitaristischen Ethik. Dadurch würde ein solches System Entscheidungen fällen können, die wir von außen als moralische Entscheidungen interpretieren würden, wenngleich die Maschine im menschlichen Sinne nicht moralisch handelt. Und in diesem Sinne würde der scheinbare Widerspruch aufgelöst werden.

Prof. Dr. Kai-Uwe Kühnberger
Universität Osnabrück
Künstliche Intelligenz
Fachbereich Humanwissenschaften
E-Mail: kkuehnbe@uni-osnabrueck.de
Internet: www.ikw.uni-osnabrueck.de/das_institut/personal.html?no_cache=1



Zu Lasten der Eltern. Braucht es besondere Kinderrechte im Grundgesetz?

Steffen Lampert

Die Ergänzung des Grundgesetzes um Grundrechte, die speziell für Kinder gelten, wäre erforderlich, soweit das Grundgesetz Kindern bislang keinen angemessenen Schutz gewährt, zum Beispiel, wenn das Grundgesetz nur Erwachsene schützte. Dies aber ist nicht der Fall, denn das Erreichen eines bestimmten Alters setzen Grundrechte ihrem Wortlaut nach überhaupt nicht voraus. Eine Ausnahme ist lediglich das Wahlrecht als „grundrechtsgleiches Recht“. So gelten etwa der Schutz der Menschenwürde, der körperlichen Unversehrtheit, der allgemeinen Handlungsfreiheit oder auch das Erbrecht für Kinder, ja teilweise sogar für Ungeborene.

Daneben gibt es allerdings auch Grundrechte, die ein Verhalten schützen, das bestimmte kognitive Fähigkeiten voraussetzt. Hier ist zu klären, mit welchem Alter das Kind die geistige Reife und Einsichtsfähigkeit hat, um von diesen Grundrechten Gebrauch zu machen. Mit welchem Alter ein Kind selbstbestimmt seine Rechte wahrnehmen kann, lässt sich dabei aber nicht pauschal sagen. Für die Religionsfreiheit etwa hat sich die Auffassung herausgebildet, dass die Eltern bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres entscheiden dürfen, ob das Kind am Religionsunter-



richt teilnimmt. Von der Anwendung bestehender Grundrechte auf Kinder ist die Frage zu unterscheiden, ob das bestehende Schutzniveau seinem Inhalt nach Lücken aufweist. Ist von Kindergrundrechten die Rede, geht es häufig auch um Leistungs- und Teilhaberechte – so etwa auch in der UN-Kinderrechtskonvention. Da das Grundgesetz vor allem Abwehrrechte gegenüber dem Staat regelt, sucht man – übrigens für Erwachsene wie Kinder gleichermaßen – Grundrechte, die Ansprüche auf die Sicherung des Lebensunterhalts, auf Gesundheitsvorsorge oder

auf den Zugang zu Bildung regeln, aber vergeblich. Dies heißt natürlich nicht, dass derartige Ansprüche unserer Rechtsordnung fremd wären, sie sind aber in „einfachen“ Gesetzen, also solchen, die unterhalb des Grundgesetzes stehen, normiert. Zu nennen sind etwa die Sozialgesetzbücher, Landesschulgesetze oder auch – was zum Beispiel Unterhaltsansprüche gegenüber den Eltern angeht – das Zivilrecht.

Überhaupt ergibt sich der seitens des Staates gewährte Schutz erst aus einem Zusammenspiel verschiedener Regelungen. So verpflichtet das Grundgesetz den Staat zum Schutz der körperlichen Unversehrtheit auch von Kindern und zur Kontrolle der Wahrnehmung elterlicher Pflichten; das Zivilrecht schützt das Recht auf gewaltfreie Erziehung; Das Strafrecht stellt Misshandlungen von Schutzbefohlenen unter besondere Strafe; und das Kinder- und Jugendhilferecht regelt Befugnisse der Jugendämter.

Natürlich könnte man überlegen, insbesondere soziale Rechte explizit ins Grundgesetz aufzunehmen, die bislang von der Rechtsprechung aus Bestimmungen des Grundgesetzes entwickelt wurden. Eine Erhöhung des rechtlichen Schutzniveaus dürfte damit allerdings kaum verbunden sein.

Ob die bloße Symbolwirkung der Aufnahme von Kinderrechten ins Grundgesetz es wert ist, die Verfassung zu ändern, ist daher in erster Linie eine politische und keine rechtliche Frage. Diese Entscheidung sollte wohl abgewogen sein: Die Anerkennung der Verfassung als Grund- (und eben nicht Detail-) Ordnung unseres Gemeinwesens lebt davon, dass sie nur behutsam geändert wird. Wohlgemeinte Änderungen zur Förderung schutzbedürftiger Gruppen (und hierzu zählen nicht nur Kinder) könnten so letztlich zu einer wachsenden Beliebigkeit der Verfassung führen.

Prof. Dr. Steffen Lampert
 Universität Osnabrück
 Öffentliches Recht, Finanz- und Steuerrecht
 Fachbereich Rechtswissenschaften
 E-Mail: slampert@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.instfsr.uni-osnabrueck.de/
 team/professoren.html#c15559](http://www.instfsr.uni-osnabrueck.de/team/professoren.html#c15559)



Arm bleibt arm, sagt der Volksmund. Stimmt das?

Joachim Wilde

Armut in Deutschland ist immer wieder ein heiß diskutiertes Thema. Doch wovon sprechen wir eigentlich? Wer ist „arm“? Schaut man auf die internationale Ebene, so definiert die Weltbank jemanden als absolut arm, wenn ihm umgerechnet weniger als 1,90 US-Dollar pro Tag, also weniger als 60 Dollar im Monat zur Verfügung stehen. Bei diesem Betrag geht es um das nackte Überleben. Weltweit betrachtet steht vielen Menschen nicht einmal dieser Betrag zur Verfügung. Hierzulande dagegen muss in diesem absoluten Sinne niemand arm sein oder bleiben. Leistungen der sozialen Grundsicherung wie Hartz IV oder Sozialhilfe sichern dagegen ab.

Worüber reden wir dann? Eine zweite Definition von Armut deutet diese relativ zu dem Lebensstandard in einem Land oder einer Region. Bezugspunkt ist dabei das sogenannte Medianeinkommen. Hierzu werden die Nettoeinkommen aller Bewohner der Größe nach sortiert. Dasjenige Einkommen, das genau in der Mitte liegt, ist das Medianeinkommen. Als armutsgefährdet oder eben relativ arm gelten dann Personen, die über weniger als 60 Prozent des Medianeinkommens verfügen. Je nach Schätzung beläuft sich diese Armutsgefährdungsschwelle für eine alleinstehende



hende Person in Deutschland im Jahr 2017 auf einen Betrag knapp unter oder etwas über 1.000 Euro im Monat. Diese Definition hat ihre Tücken. Beispielsweise kann ein Hamburger über der Schwelle für Deutschland liegen, aber unterhalb der Schwelle, die man bei Zugrundelegung des Medianeinkommens für Hamburg erhalten würde. Ist er nun arm oder nicht?

Wie dem auch sei: Wenn man Armut in diesem relativen Sinne betrachtet, macht die Diskussion der gestellten Frage Sinn. Stimmt es also, dass Personen, die im relativen Sinne einmal arm sind, dies auch

bleiben? Und dann womöglich ihre Armut sogar noch an ihre Kinder weitervererben? Kölner Wissenschaftler haben dies auf der Basis einer repräsentativen Haushaltsbefragung untersucht. Dabei haben sie den Zeitraum von 2004 bis 2014 betrachtet und geprüft, welches Einkommen Personen, die 2004 unter der Schwelle lagen, 2014 hatten. Diese Zahlen wurden dann für Deutschland hochgerechnet. Dabei zeigte sich, dass 42 Prozent der Personen, die 2004 unter der Armutsgefährdungsschwelle lagen, auch 2014 relativ arm waren. Das ist einerseits viel, andererseits aber weniger als die Hälfte. Von den übrigen Personen lag etwa die Hälfte in einem Bereich von 60 bis 80 Prozent des Medianeinkommens, während die andere Hälfte oberhalb von 80 Prozent einzuordnen war. Einmal arm, immer arm – das stimmt also auch bei einer relativen Betrachtung so pauschal nicht.

Abschließend bleibt die Frage: Was hilft, um aus der relativen Armut herauszukommen oder ein Abrutschen in dieselbe zu verhindern? Ein Klassiker ist ein gutes Bildungsniveau. In der erwähnten Studie zum Beispiel gelingt Frauen mit einem höheren Bildungsabschluss der Einkommensaufstieg überproportional häufig. Gute Bildung – das steht

vielerorts auf der politischen Agenda. Aber auch die Haushaltszusammensetzung spielt eine große Rolle. So ist die Situation zum Beispiel für Alleinerziehende schwieriger als für Paarhaushalte mit Kindern. Demzufolge wäre es auch unter Einkommengesichtspunkten sinnvoll, mehr in die Stabilität von Beziehungen zu investieren. Doch haben Sie dazu schon mal eine politische Diskussion gehört?

Prof. Dr. Joachim Wilde
Universität Osnabrück
Ökonometrie und Statistik
Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
E-Mail: joachim.wilde@uni-osnabrueck.de
Internet: www.wiwi.uni-osnabrueck.de/fachgebiete_und_institute/oekonometrie_und_statistik_prof_wilde/team.html



Nach Rekordsommer mit viel Sonne. Zunahme an Hautkrebs?

Swen Malte John

Die gute Nachricht: Hautkrebs kommt nicht von heute auf morgen. Die schlechte Nachricht: Die Haut vergisst nichts. Wer also in diesem Rekordsommer ungeschützt draußen gewesen ist, hat sein Hautkrebsrisiko erhöht. Und noch etwas ist sicher: An den vielen sonnigen Tagen 2018 ist die UV-Bestrahlung auch in unseren Breiten erheblich gewesen.

UV-Strahlung spielt im Sommer zwar auch bei Bewölkung eine Rolle (bis zu 70 Prozent), aber ein weitgehend wolkenloser Himmel bedeutet maximale Exposition. Problemlos sind hier die Äquivalente von zehn Sonnenbränden für Hellhäutige an einem einzigen solchen Sommertag zu erreichen. Wenn man dann noch bedenkt, wie heiß wir es hatten, war die Verlockung für viele groß, auch tatsächlich große Körperpartien der Sonne auszusetzen. Das rächt sich. Allerdings kann es bis zu 20 Jahre dauern, bis der Körper die Rechnung präsentiert. Für Hellhäutige gibt es da auch keine Rabattregelung. Besonders problematisch ist das für die vielen Menschen, die sich beruflich der Sonne aussetzen müssen; hier sind wir froh, dass seit 2015 Hautkrebs als Berufskrankheit anerkannt wird. Nur wissen das viele Außenarbeiter, zum Beispiel Landwirte, Bauarbeiter oder auch Kinder-



erzieherinnen, bisher noch nicht. Eine weitere gute Nachricht ist, dass man Hautkrebs immer rechtzeitig entdecken kann, und es dafür auch keiner aufwendigen Diagnostik bedarf. Das bloße Auge reicht. Man muss es halt nur tun. Die meisten Hauttumoren werden von Ehepartnern entdeckt. Anschließend führt der Weg dann zum Hautarzt, den in Deutschland auch jeder direkt ansteuern kann. Das ist in Holland anders und einer der Gründe, warum Hautkrebs in unserem Nachbarland sehr viel später entdeckt wird und leider häufiger zum Tode führt.

Ein weiterer Grund ist, dass es in der Bundesrepublik das gesetzliche Hautkrebs-Screening gibt. Es erlaubt, sich ab dem Alter von 37 alle zwei Jahre von Kopf bis Fuß auf Hautkrebs untersuchen zu lassen. Dies wird allerdings überwiegend von Frauen wahrgenommen, gerade die Risikogruppe älterer Männer erweist sich hier leider als Vorsorgemuffel. Hautkrebs weist seit Jahren dramatische Zuwachsraten auf, sowohl schwarzer als auch heller Hautkrebs sind im Zeitraum zwischen 2009 und 2015 zwischen 40 bis 50 Prozent angestiegen.

Hautkrebs ist mit Abstand der häufigste Krebs bei Männern und bei Frauen, mit etwa 250.000 Neuerkrankungen jedes Jahr und vielen Millionen Betroffenen. Es lohnt sich also, die bestehenden Vorsorgeangebote zu nutzen und sich aktiv zu schützen. Im Vordergrund steht hier: Schatten aufsuchen, gerade in der UV-intensivsten Zeit des Tages (80 Prozent) von 11:00 bis 15:00 Uhr. Am besten schützt Kleidung vor der Sonne; die verbleibenden unbedeckten Körperpartien wie Hände und Gesicht sollten durch hohen Lichtschutzfaktor (50+) geschützt werden, der VORHER aufgetragen wird. Zusammenfassend: Hose, langärmeliges Hemd, breitkremziger Hut mit Nacken-

schutz, hoher Lichtschutzfaktor! In Australien haben diese Maßnahmen die Krebshäufigkeit eindämmen können, gerade dadurch, dass dort in frühester Jugend mit Lichtschutzerziehung begonnen wird. Außerdem sind dort Solarien verboten; hierzulande leider nur für die unter 18-Jährigen, und auch das wird häufig nicht befolgt.

Wann muss man sich schützen: Hilfreich ist hier der UV-Index. Ab einem UV-Index von drei wird es Sonnenbrennlich (die UV-Check App gibt Ratschläge). Wenn Sie dies beachten, kommen Sie auch sicher durch den nächsten Rekordsommer. Schützen Sie sich und Ihre Haut, Sie haben nur eine!

Prof. Dr. Swen Malte John
 Universität Osnabrück
 Berufsdermatologie
 Institut für Gesundheitsforschung und
 Bildung
 E-Mail: sjohn@uos.de
 Internet: www.igb.uni-osnabrueck.de/abteilungen/dermatologie_umweltmedizin_gesundheitstheorie/team.html



Populismus. Eine Gefahr für die Demokratie?

Roland Czada

Braucht Demokratie Populismus oder steht sie deswegen auf der Kippe? Politologen pendeln zwischen zwei Grundannahmen. Für die einen reduzieren Populisten das Volk auf eine homogene Masse, die sich politisch verraten und betrogen fühlt und deshalb die geltende Ordnung angreift. Die Demokratie wäre tatsächlich bedroht, wenn Populisten gegen das Prinzip der Gleichbehandlung aller Bürger und deren Beteiligungsrechte, die Unabhängigkeit der Justiz, den föderativen Staatsaufbau, die Vereinigungsfreiheit und die Parlamentsouveränität aufträten. Gegen solche Bestrebungen zur Abschaffung der „freiheitlich-demokratischen Grundordnung“ ist die „Wehrhafte Demokratie“ des Grundgesetzes gut gewappnet – bis hin zur Möglichkeit des Parteienverbots. Ob und wie stark eine populistische Partei die Demokratie bedroht, kann aber letztlich nur das Bundesverfassungsgericht entscheiden.

Unterhalb dieser Schwelle wird Populismus auch in der Politikwissenschaft vielfach als Korrektiv einer dem Alltag entrückten politischen Klasse oder eines verkrusteten Parteienstaates wahrgenommen. In Demokratien kann sich solcher Unmut frühzeitig entladen und dadurch der Populismus gezähmt und



kanalisiert werden – etwa durch parlamentarische Repräsentation und Regierungsbeteiligung. Ländervergleichende Studien zur Schweiz, Dänemark und Norwegen konnten diese Annahme untermauern. Sie deuten an, dass eine gesunde Demokratie und lebendige Zivilgesellschaft genügend Gegengifte und Antikörper besitzt, um die gefährlichsten Varianten des Populismus-Virus in Schach zu halten.

Das enthebt nicht der Sorge, dass es auch schlimmer kommen könnte, zum Beispiel, wenn Demokratien schon vorab – etwa durch

Korruptionsskandale, soziale Ungleichheit und Massenarmut – geschwächt sind. Die Behauptung, Populisten seien ein homogener Haufen von Demokratiefeinden und Protofaschisten, teile ich nicht. Die soziologische Wirklichkeit populistischer Parteien und Bewegungen sieht anders aus. Zumal sie sich in Südeuropa – Portugal, Griechenland, Spanien, Italien – eher links verorten, während in Nordeuropa der Rechtspopulismus vorherrscht.

Populismus gab und gibt es in vielen Spielarten. Er kann die Demokratie vergiften und ebenso, in kleineren Dosen verabreicht, eine heilende Wirkung haben. Die Gefahr liegt weniger im Populismus als in einer Gesellschaftsspaltung, die den Populismus nährt. Wer allein Populisten beschuldigt, durch sie würden Gemeinnutz, Zusammenhalt und die Demokratie gefährdet, verwechselt Ursache und Wirkung. Der Populismus ist zuerst eine Folge der Verhältnisse und erst in zweiter Linie die Verhältnisse eine Folge des Populismus. Die Demokratie ist auch gefährdet, wenn die Kritik am Populismus selbst populistisch wird und damit die Gesellschaft weiter spaltet.

In einem jüngst erschienenen Buch „Die politische Ökonomie des Populismus“ von Philip Manow

heißt es dazu: „Bei den Diskussionen, die momentan unter dem Oberbegriff ‚Populismus‘ geführt werden, gewinnt man mitunter den Eindruck, hier gäben vornehmlich Repräsentanten der Oberschicht zu Protokoll, wie sehr sie mittlerweile von der Unterschicht angewidert sind.“ Wenn es wirklich so wäre, sähe ich die Demokratie durchaus gefährdet. Nicht nur von Populisten.

Prof. Dr. Roland Czada

Universität Osnabrück

Politikwissenschaft: Staat und Innenpolitik

Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften

E-Mail: roland.czada@uni-osnabrueck.de

Internet: www.politik.uni-osnabrueck.de/RoCzada.html



Alarm im Hirn. Sind Frauen stressresistenter als Männer?

Ursula Stockhorst

Ich möchte diese Frage in drei Schritten beantworten:
Erstens: Was sind die Bestandteile einer Stressreaktion?
Zweitens: Gibt es Geschlechtsunterschiede in akuten Stressreaktionen und reicht es, zwischen Männern und Frauen zu differenzieren? Drittens: Wie ist es bei langandauernden oder besonders traumatischen Stressoren?

Was sind die Bestandteile einer Stressreaktion? Stress entsteht, wenn wir eine Störung unseres körperlichen und/oder psychischen Gleichgewichts erleben oder auch nur erwarten. Stressreaktionen sind vom Gehirn gesteuerte Anpassungsreaktionen, die das Gleichgewicht wiederherstellen. In einer ersten schnellen Phase kommt es zum Anstieg von Herzfrequenz, Blutdruck und von Botenstoffen im Gehirn, die Wachheit und Aufmerksamkeit fördern. In einer zweiten, verzögerten Phase steigt vor allem die Bildung des Hormons Cortisol, das unter anderem die Bereitstellung von Energiereserven sichert. Ein Merkmal der Widerstandsfähigkeit gegen Stress, der sogenannten Resilienz, ist die schnelle Auslösung und zugleich schnelle – vom Gehirn überwachte – Beendigung der Cortisolantwort. Gibt es Geschlechtsunterschiede in akuten Stressreaktionen? Im Labor wird die schnelle



Stressreaktion durch extreme Kältereize oder mentale Anforderung und die verzögerte Cortisolreaktion durch soziale Stressoren (wie die Rede vor einem Publikum) erzeugt. In der schnellen Stressreaktion wurden selten Geschlechtsunterschiede gefunden, wenn dann als stärkere Blutdruckzunahme bei Männern und stärkere Herzratenanstiege bei Frauen.

Was dagegen die Cortisolreaktion betrifft, wurden bei Männern stärkere Anstiege als bei Frauen gemessen. Spätestens hier wird aber eine Differenzierung fällig: Bei Frauen variiert die Stress-

reaktion über den Menstruationszyklus mit seinen natürlichen Schwankungen der Geschlechtshormone Östrogen und Progesteron und bei „Pillen“-Einnahme.

So zeigen Frauen bei Verhütung durch die Pille, und damit Unterdrückung der natürlichen Geschlechtshormone, geringere Cortisolanstiege als Männer. Waren Frauen dagegen in der zweiten Hälfte ihres Zyklus – mit besonders hohem Progesteron, lag kein Geschlechtsunterschied vor. Die Stressreaktivität in dieser sogenannten lutealen Phase ist hoch und das Gedächtnis für negative Ereignisse gesteigert. Eher schützende Effekte hat das Hormon Östrogen, das aber nur in einem sehr schmalen Zeitfenster, nämlich um den Eisprung herum, seinen Höhepunkt hat. Laborstudien – auch unserer Arbeitsgruppe – zeigen, dass gesunde Frauen dann eine im Labor gelernte, sogenannte konditionierte Furcht nachhaltiger wieder verlernen, wenn sie hohe Östrogenspiegel haben und zuvor einem Stressor ausgesetzt waren.

Wie ist es bei langandauernden oder besonders traumatischen Stressoren? Angststörungen, post-traumatische Belastungsstörung (PTSD) und auch Depression treten bei Frauen doppelt so häufig auf

wie bei Männern. Gemeinsames Merkmal dieser stressbezogenen Erkrankungen ist eine langfristige Fehlregulation der neuronalen Stresssysteme und der stressbegrenzenden Rückkopplungen im Gehirn: Bei der Depression ist die Cortisolausschüttung chronisch erhöht, bei PTSD erniedrigt. Geschlechtsunterschiede in den Erkrankungshäufigkeiten treten ab der Pubertät auf und nehmen nach der Menopause ab. Dies legt auch hier Effekte der Geschlechtshormone nahe.

Zusammenfassend: Frauen zeigen auf akute Stressoren nur phasenweise geringere Stressreaktionen als Männer. Eine Differenzierung nach Geschlechtshormonen erlaubt genauere Vorhersagen.

Prof. Dr. Ursula Stockhorst

Universität Osnabrück

Allgemeine Psychologie II und Biologische Psychologie

Fachbereich Humanwissenschaften

E-Mail: ursula.stockhorst@uni-osnabrueck.de

Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/allgemeine_psychologie_ii_biologische_psychologie/team.html)

[allgemeine_psychologie_ii_biologische_psychologie/team.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/allgemeine_psychologie_ii_biologische_psychologie/team.html)



1,2 Mio. Geflüchtete und trotzdem Fachkräftemangel. Sind Betriebe und Berufsschulen mit der Integration überfordert?

Thomas Bals

Als 2015 und 2016 viele Menschen in Deutschland Schutz suchten, hofften viele Betriebe und Branchen, mit den vorrangig jungen Geflüchteten ihre Fachkräftebedarfe decken zu können. Doch der betriebliche Einstellungsprozess war oftmals von administrativen Hürden und rechtlichen Unsicherheiten geprägt. Mittlerweile wurde von der Politik der Ausbildungsmarktzugang für Jugendliche mit unsicherer Bleibeperspektive erleichtert und damit Rechtssicherheit geschaffen. Trotzdem zeigen aktuelle Statistiken: Geflüchtete kommen erst langsam am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt an. Aus der anfänglichen Euphorie ist mittlerweile die Erkenntnis gewachsen, dass die Integration junger Geflüchteter Zeit brauchen wird.

Die große Mehrheit der Schutzsuchenden ist in besonders jungem Alter nach Deutschland gekommen. Häufig haben sie (noch) keine Qualifikationen erworben, da sie aufgrund von Kriegen und Konflikten im Herkunftsland ihre Bildungsbiografien oftmals vorzeitig abbrechen mussten. Es ist jedoch keine Alternative, ohne weitere Qualifizierung als ungelernete Arbeitskraft in den deutschen Arbeitsmarkt einzumünden, da Arbeitsbereiche für niedrig Qualifizierte zunehmend schwinden.



Dieser Umstand zeigt sich auch bei dem sogenannten Fachkräftemangel. Wenn über Fachkräftengpässe debattiert wird, stehen häufig MINT- oder Gesundheitsberufe im Fokus. Für den Zugang zu diesen (Ausbildungs-) Berufen werden in der Regel jedoch sehr gute Sprachkenntnisse und formale Schulabschlüsse vorausgesetzt. Geflüchtete müssen also zunächst sprachlich und qualifikatorisch vorbereitet werden, bis sie aktiv am deutschen Ausbildungs- und Arbeitsmarkt partizipieren können. Einschlägige Studien zeigen, dass es bis zu 15 Jahre dauern kann,

bis Geflüchtete das gleiche Beschäftigungsniveau erreichen, wie andere Zuwanderungsgruppen.

Aufgrund des Alters und der Qualifikationsbedarfe der Geflüchteten, nehmen Berufsbildende Schulen eine zentrale Rolle im Integrationsprozess ein, um junge Geflüchtete auf Ausbildung vorzubereiten. Sie stellen gegenwärtig eines der quantitativ wichtigsten Angebote zur vorberuflichen Qualifizierung junger Geflüchteter dar. Bundesweit wurden spezielle Vorbereitungsklassen für junge Geflüchtete eingerichtet, in Niedersachsen sind es die sogenannten SPRINT-Klassen. Die meisten dieser Bildungsgänge sind auf eine Dauer von einem Jahr bis zwei Jahre ausgelegt. Statistisch zeigt sich jedoch, dass die Mehrheit der ausländischen Schülerinnen und Schüler es nicht schafft, in dieser kurzen Zeit sprachlich und beruflich fit für den Arbeitsmarkt zu werden. Forschungen hierzu zeigen, dass der zeitliche Druck zu großer Frustration seitens der Schülerinnen und Schüler, aber auch der Lehrkräfte führt.

Daher ist es von besonderer Bedeutung, dass angehende Lehrkräfte für die zukünftige Arbeit in heterogenen Lerngruppen adäquat ausgebildet werden. An der Universität Osnabrück ist diese Ausbildung

mittlerweile fester Bestandteil. Beispielsweise werden Studierende des Lehramts an Berufsbildenden Schulen in Seminaren wie „Migration und Berufsbildung“ auf mögliche zukünftige Herausforderungen vorbereitet. Mentoring-Projekte wie das vom Fachgebiet Berufspädagogik geplante Vorhaben „BerufsbildungsBrücke“ soll Geflüchtete an Berufsbildenden Schulen und Studierende des beruflichen Lehramts zusammenbringen und verfolgt damit eine doppelte Zielsetzung: Junge Geflüchtete bei der beruflichen Orientierung zu unterstützen und angehende Lehrkräfte im Umgang mit heterogenen Lerngruppen zu schulen.

Prof. Dr. Thomas Bals
Universität Osnabrück
Berufs- und Wirtschaftspädagogik
Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften

Vizepräsident für Hochschulentwicklung und Strategie
E-Mail: tbals@uos.de

Internet: www.bwp.uni-osnabrueck.de/professur_bals/personen/thomas_bals.html



Wie man sich fühlt so lernt man. Steigern Emotionen unsere Leistung?

Susanne Menzel

Wie man sich fühlt, so lernt man. Auf den ersten Blick scheint die Sache klar: Bin ich schlecht gelaunt, müde oder sogar deprimiert, kann ich nichts in meinen Kopf bekommen. Schnell entsteht daraus die Schlussfolgerung: Negative Gefühle machen Lernen unmöglich oder erschweren es zumindest. Aber: Sind auch diese Gefühle, die wir nicht leichtfertig als „positiv“ einstufen würden, kontraproduktiv für den Lernprozess?

In einer Studie haben Katrin Lückmann und ich über 500 Teenager zu ihren Artenkenntnissen befragt. Während nur 40 Prozent der Befragten Gras und 75 Prozent Gänseblümchen korrekt benannten, konnten 93,9 Prozent der Befragten Brennesseln direkt erkennen. Lernerfolg durch Emotion ja – aber ob nun das Konzept „Lernen durch Schmerzen“ seriös übertragbar ist auf den Schulalltag wollen wir dann doch eher kritisch betrachten.

Dass Emotionen negativ für den Lernprozess sein können, zeigt ein anderes Beispiel. Mit unseren Studierenden führen wir in jedem Semester ein interessantes Experiment durch. Alle Studierenden finden sich zu Paaren zusammen, eine Person ist „Lehrender“, die andere „Lernender“. Wir teilen das Seminar dann in zwei Gruppen auf. In Gruppe eins werden die „Leh-



rer“ beauftragt, dem Schüler zu den Leistungen negatives Feedback zu geben. In der anderen Gruppe darf das Feedback ausschließlich positiv sein. Die Schüler wissen nichts von dieser Agenda. Die Aufgabe besteht nun darin, mit verbundenen Augen und einem Stift in der Hand den Weg durch ein Fingerlabyrinth zu finden. Im Ergebnis liegen die Fehlerquoten bei den negativ verstärkten Schülern regelmäßig drei- bis viermal so hoch wie in der positiv verstärkten Vergleichsgruppe. Hier lernen unsere Studierenden, wie sich direkt negativer Stress in der Lernleistung widerspiegelt. Als

Biologiedidaktikerin darf ich zusätzlich noch auf ein besonderes Phänomen hinweisen. Wenn es darum geht, sich für die natürliche Umwelt zu engagieren, haben zahlreiche Studien zeigen können, dass Wissen über Problemzustände nicht ausreicht. Hingegen konnten wir in einer Studie unter der Leitung meines ehemaligen Doktoranden Jan-Niklas Sothmann nachweisen, dass eine emotionale Bindung zur Natur (im Gegensatz zu einer rein kognitiven Naturbindung) sich begünstigend für eine Schutzbereitschaft gegenüber der Natur auswirkt. Gleichzeitig geht eine positive emotionale Naturbeziehung mit einem erhöhten wahrgenommenen subjektiven Wohlbefinden einher. Fühlen wir uns der Natur mit dem Herzen nah, geht es uns also nicht nur gut, sondern wir tun auch etwas für sie. Wissen allein kann dies nie erwirken! Hier brauchen wir die emotionale Seite.

Mittlerweile sind auch die Emotionen der Lehrenden selbst in den Fokus der Betrachtung geraten. In einer Studie mit Alexander Büssing konnte jüngst nachgewiesen werden, dass eine positive emotionale Einstellung in einem umstrittenen Thema wie der Rückkehr des Wolfs einen deutlichen Einfluss auf die Lernbereitschaft zu diesem Thema hat.

Was kann also für das Lernen empfohlen werden? Emotionale Naturerfahrungen scheinen tatsächlich dazu beizutragen, negativen Stress weniger drastisch wirken zu lassen. Positives Feedback versus kein Feedback kann eine Strategie sein, um Lernerfolg zu steigern. Und am Ende, vor allem für die Personen unter Ihnen, die kleine Kinder um sich haben: Seien Sie nicht gestresst, wenn sich wieder bewahrheitet, was wir kognitiv wissen, aber emotional nicht wahrhaben wollen: Erfahrungen müssen emotional und direkt gemacht werden, sie zu erklären, hilft leider nicht.

Prof. Dr. Susanne Menzel
 Universität Osnabrück
 Biologiedidaktik
 Fachbereich Biologie/Chemie
 Vizepräsidentin für Forschung und
 Nachwuchsförderung
 E-Mail: menzel@biologie.uni-osnabrueck.de
 Internet: www.biologiedidaktik.uni-osnabrueck.de/menschen/susanne-menzel-riedl/



STEIGERN EMOTIONEN UNSERE LEISTUNG?



NEGATIVES BZW. POSITIVES FEEDBACK
BEEINFLUSST UNSERE LERNLEISTUNG!



POSITIVE AUSWIRKUNG
AUF WOHLBEFINDEN

C. FORAT

Chemnitz, Leipzig, Dresden. Wie entstehen die fremdenfeindlichen Vorurteile gegenüber Migrantinnen und Migranten?

Julia Becker

Vorurteile sind Einstellungen, die in der Regel eine negative Bewertung einer Person implizieren, weil sie zu einer bestimmten sozialen Gruppe gehört. Sie tragen dazu bei, den ungleichen Status gesellschaftlicher Gruppen aufrechtzuerhalten.

Es wird zwischen offenen und subtilen Vorurteilen unterschieden. Ein offenes Vorurteil wäre die Bemerkung „Alle Flüchtlinge sind kriminell“. Subtile Vorurteile äußern sich hingegen nicht offensichtlich negativ, sondern in der Übertreibung von Differenzen, zum Beispiel „Deutsche und Flüchtlinge haben fundamental unterschiedliche Auffassungen von Arbeit“ oder der Verneinung positiver Emotionen: Während man gegenüber den Deutschen Sympathie empfindet, werden positive Emotionsäußerungen gegenüber Geflüchteten vermieden.

Vorurteile entstehen insbesondere in einem Klima sozialer Ungleichheit und wahrgenommener Bedrohung. Leben Menschen in einer Gesellschaft mit großer sozialer Ungleichheit, reagieren sie mit Vorurteilen, wenn sie das Gefühl haben, eine neue Gruppe kommt und nimmt ihnen etwas weg (zum Beispiel Arbeitsplätze). Wenn sie somit die Ursache sozialer Ungleichheit nicht im gesellschaftlichen



System ausmachen, sondern eine vermeintlich andere Ursache identifizieren („die politische Elite“, „die Migranten“), stärkt das den Nährboden für autoritäre, rechtsnationalistische Bewegungen wie Pegida, die solche Bedrohungsgefühle aufgreifen und verstärken.

Die Abwertung anderer Gruppen hat in diesem Zusammenhang zwei weitere psychologische Funktionen. Erstens vergleichen Menschen die Gruppen, denen sie angehören, mit anderen Gruppen und streben danach, im Vergleich „besser“ abzuschneiden, um eine positive soziale Identität herzustellen. Eine

positive soziale Identität hebt ihren Selbstwert und kann unter anderem über Diskriminierung anderer Gruppen erreicht werden. Zweitens haben Menschen das Bedürfnis ihr Leben kontrollieren zu können. Wird ihnen Kontrolle entzogen, weil sie zum Beispiel ihren Job verlieren, können sie Kontrollerleben über die Identifikation mit alternativen Gruppen wie Pegida wiederherstellen, da sie sich in dieser Gruppe stark fühlen können.

Personen sind jedoch nicht gleichermaßen anfällig für Vorurteile. Es sind besonders diejenigen, die eher autoritär eingestellt sind und eine hohe Ausprägung in sozialer Dominanz haben. Die Autoritären fühlen sich besonders bedroht durch andere Werte und Symbole und reagieren dann mit Vorurteilen. Eine hohe soziale Dominanzorientierung drückt sich in dem Wunsch aus, dass es Gruppen an der Spitze und Gruppen ganz unten in der gesellschaftlichen Hierarchie gibt. Vorurteile gegenüber Migrantinnen und Migranten haben für Personen mit einer hohen sozialen Dominanzorientierung die Funktion, die hierarchischen Beziehungen in der Gesellschaft zu legitimieren: Die anderen sind faul und leisten weniger, daher ist es gerechtfertigt, dass ihnen weniger zusteht.

Vorurteile lassen sich verstärkt dort finden, wo Menschen keinen Kontakt zu der sozialen Gruppe haben, gegenüber der sie Vorurteile hegen. Studien zeigen, dass Vorurteile in Ostdeutschland verbreiteter sind als in Westdeutschland, da in Ostdeutschland deutlich weniger Migrantinnen und Migranten leben und daher die Möglichkeiten für direkte Kontakterfahrungen reduziert sind. Dies ist sicherlich auch ein Grund, warum in Ostdeutschland die Zustimmung für Pegida, AfD und andere nationalistische bis rechtsradikale Bewegungen und Parteien höher ausfallen als in Westdeutschland.

Prof. Dr. Julia Becker
 Universität Osnabrück
 Sozialpsychologie
 Fachbereich Humanwissenschaften
 E-Mail: julia.becker@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/
 institut/mitarbeiterverzeichnis.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/institut/mitarbeiterverzeichnis.html)



Netzwerk. Wie spannen Spinnen den ersten Faden?

Günter Purschke

Das Spinnvermögen ist eine der herausragenden Eigenschaften von Spinnen. Vermutlich denken die meisten Menschen bei dieser Frage an das bekannteste Spinnennetz, das Radnetz. Es ist aber nur eine von vielen Netzformen, die Spinnen nur zum Beuteerwerb bauen.

Es gibt etwa 35.000 Spinnenarten und jede baut immer den gleichen Netztyp nach einem ererbten Programm. Daneben dient SpinNSEide beispielsweise zum Bau von Ekokons, zum Fesseln ihrer Beutetiere – man denke nur an die berühmte Szene aus dem Herrn der Ringe, in der Frodo von der Spinne Kankra gefesselt wird.

Beim Laufen spinnen fast alle Spinnen einen Lauf- oder Sicherheitsfaden. Vor allem im Herbst lässt sich beobachten, dass Unmengen langer Spinnenfäden durch die Luft fliegen. An diesen lassen sich winzige Jungspinnen vom Wind verbreiten. Diese Fäden sind die ersten Fäden der Spinnen; sie recken ihr Hinterteil mit den Spinnwarzen in die Luft, lassen einen Faden austreten und, wenn er genügend Auftrieb erzeugt, fliegen sie mit ihm davon.

Auch der erste Faden eines Radnetzes wird auf ähnliche Weise gesponnen: Dieser entsteht dadurch,



dass die Spinne einen Faden austreten lässt, der durch den Luftzug verfrachtet wird und zufällig irgendwo hängen bleibt. An diesem Faden läuft sie dann entlang, entfernt ihn dabei wieder, spinnNt aber gleichzeitig einen neuen, längeren. Etwa auf halber Strecke verknüpft sie beide Fäden, seilt sich senkrecht ab, bis sie auf eine Unterlage trifft, an der dieser Faden befestigt wird. Schon sind die ersten drei Speichen des Radnetzes fertig, die die Form eines Y haben. Nun werden weitere Radien und Rahmenfäden sowie eine Hilfsspirale eingefügt und am Ende die Fangspirale

mit Klebstoff eingezogen. Das Ganze dauert nur etwa eine halbe Stunde. Die Gesamtlänge aller Fäden im Netz einer Kreuzspinne beträgt etwa 20 Meter, es wiegt aber nur 0,1 bis 0,5 Milligramm, kann aber das Gewicht der Spinne, die etwa 500 Milligramm wiegt, problemlos tragen. Die größten Radnetze überspannen 25 Meter; die größte Fläche eines Radnetzes beträgt um 2,8 Quadratmeter.

Die vielen Funktionen der Spinnseide lassen vermuten, dass dieses nicht mit einer Sorte von Fäden funktionieren kann. So besitzen alle Spinnen verschiedene Spinndrüsen, die unterschiedliche Seide produzieren sowie verschiedene Spinnspulen für die diversen Fadentypen. Diese Spinnspulen stehen auf den zu Spinnwarzen umgebildeten Beinen des Hinterkörpers mit jeweils bis zu einhundert oder mehr Spinnspulen.

Spinnseide ist ein Eiweiß und zählt zu den dehnbarsten, zugfestesten und stabilsten Polymeren, die wir kennen. Technisch sind die Eigenschaften von Spinnseide bis heute unerreicht. Übertragen wir die Eigenschaften von Spinnseide auf bekannte Produkte, so ist die für das Zerreißen eines Spinnfadens benötigte Energie etwa fünfmal so hoch wie bei einem gleich dicken Stahlseil und mehr als dreimal so hoch wie bei

der sehr stabilen Kunstfaser Kevlar®. Spinnseide ist elastischer als Gummi und ist dabei sehr leicht und wasserfest. Die Einzelfäden sind sehr dünn, meistens nur wenige tausendstel Millimeter dick – etwa zehnmals dünner als ein menschliches Haar. Damit vereinigt Spinnseide begehrte Qualitäten wie kein anderer Werkstoff.

Trotz vieler Bemühungen ist es bis heute weder gelungen, Spinnen als Haustiere zum Spinnen zu veranlassen, noch diesen Werkstoff synthetisch herzustellen. Nur der zweite Weg zeigt vielversprechende Fortschritte und so ist es wohl nur eine Frage der Zeit, bis derartige Produkte auf den Markt kommen werden.

apl. Prof. Dr. Günter Purschke
 Universität Osnabrück
 Zoologie-Entwicklungsbiologie
 Fachbereich Biologie/Chemie
 E-Mail: purschke@biologie.uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.biologie.uni-osnabrueck.de/
 forschung/zoologie_entwicklungsbiologie.html](http://www.biologie.uni-osnabrueck.de/forschung/zoologie_entwicklungsbiologie.html)



Die Verwandlung. War Kafka kafkaesk?

Christoph König

Die Frage der Leserin: „War Kafka kafkaesk?“ wirft eine Schwierigkeit auf, mit der die Literaturwissenschaft stets ringt. Ich kann die Frage ohne weiteres in eine methodische Frage übersetzen; sie lautet: Wie hilfreich für das Verstehen literarischer Werke ist ihre Nachwirkung? Ich spreche von Nachwirkung, denn das Wort „kafkaesk“ stammt nicht von Kafka selbst. Man bildete das Wort in Anlehnung an das Wort „grotesk“, das nun nicht mehr dem Werk Kafkas galt, sondern einer bestimmte Lebenslage. Das Wort steht seit 1973 im Duden mit der Bedeutung: „auf unergründliche Weise bedrohlich“. Der Mensch scheitert angesichts einer übergeordneten Macht.

Nun ergibt sich die Bedeutung eines Wortes aus seinem Gebrauch. In seinem Gebrauch hat sich das Wort „kafkaesk“ vom Werk Kafkas entfernt. „Der Process“ oder „Die Verwandlung“ sind ebenso wenig kafkaesk, wie in Sophokles' Drama „König Ödipus“ die Hauptfigur Ödipus einen Ödipus-Komplex hat. Das ist die viel spätere Erfindung Sigmund Freuds und bezeichnet den Wunsch eines jeden Knaben, den Vater zu töten und die Mutter zu heiraten. Dagegen entsteht Sophokles' Tragödie erst aus der Anstrengung des Ödipus, genau das NICHT zu tun und damit



den in Delphi prophezeiten Inzest und Patrizid zu entgehen.

Wenn die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch ist und wir mit der heutigen Bedeutung von „kafkaesk“ hinsichtlich Kafkas Werk nicht einverstanden sind, dann können wir dessen Gebrauch zu ändern suchen. Ich ersetze im Folgenden die Bedeutung des Scheiterns durch die Bedeutung der Verschleppung von Sinn. Mein Beispiel ist der kürzeste Prosatext Kafkas (aus dem Jahr 1912), der aus einem einzigen, freilich sehr komplexen Satz besteht:

„Wunsch, Indianer zu werden

Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdekopf.“

Ein erster Leseindruck könnte in dem Karl-May-Topos des mit dem Pferd verwachsenen Indianers bestehen. Viele Interpreten deuten so. Doch wenn man den Satzbau genauer betrachtet, entdeckt man, dass diese Bedeutung ihre Grundlage verliert. Und zwar in einzelnen, den Sinn verschleppenden Schritten.

Der Wunsch „Wenn man doch ein Indianer wäre“, wird eine Zeitlang gehalten, doch dann setzt der Text mit einem „bis man die Sporen ließ [...] bis man die Zügel wegwarf“ fort – das ist nun nicht mehr der alte Wunsch. Der alte Wunsch hätte die Fortsetzung mit der Konjunktion „dann“ gefordert: Wenn man Indianer wäre, dann würde man alles Zivilisatorische ablegen. Doch mit einem „bis“ als Fortsetzung sieht alles anders aus. Jetzt heißt es: Wenn man doch Indianer wäre, bis man alles Zivilisatorische ablegte.

Ab hier besteht die Aufgabe, die beiden Möglichkeiten in einem Verständnis zu versöhnen. Die Lösung entzieht sich freilich noch eine Weile. Wie kann man etwa Sporen lassen, die es nicht gibt?

Kafkaesk wäre also nicht das Scheitern in einem Machtsystem, sondern der Versuch des Autors, eine Welt zu schaffen, die nicht so leicht zu fassen ist. Immer neue Sinnmöglichkeiten entstehen. Die literarische Produktivität tritt an die Stelle des Scheiterns.

Prof. Dr. Christoph König
 Universität Osnabrück
 Neuere und neueste deutsche Literatur
 Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften
 E-Mail: [www.nndl.uni-osnabrueck.de/
 startseite.html](http://www.nndl.uni-osnabrueck.de/startseite.html)



Selbstbild – Fremdbild. Warum lieben wir es, uns selbst zu betrügen?

Rosa Maria Puca

Der Gymnasiallehrer Peter hält seinen Sohn für hochbegabt. Dessen permanent schlechte Schulleistungen sieht er als Ausdruck dafür, dass sein Sohn unterfordert ist. Die Möglichkeit, dass der Sohn auch überfordert sein könnte, zieht er nicht in Betracht. Lea ist nach einem Bewerbungsgespräch mal wieder nicht in die engere Wahl gekommen. Sie sieht ihre Talente von der Auswahlkommission nicht richtig gewürdigt. Magdalena glaubt, trotz ihres erheblichen Nikotinkonsums nicht an ein erhöhtes Risiko für Lungenkrebs.

Viele Menschen sind Meister darin, sich ihre Welt „schönzureden“. Philosophen, Psychologen und Soziologen stellen sich seit Langem die Frage, wieso Selbstbetrug möglich ist und welchen Vorteil er haben könnte. Von Selbstbetrug sprechen wir, wenn Menschen sich etwas einreden, obwohl sie ahnen, dass die Fakten eher für das Gegenteil sprechen. Dabei halten wir oft für wahr, was wir uns wünschen und ignorieren, was wir nicht für wünschenswert halten. Zu Selbstbetrug gehört zudem, dass die Person ihre eigenen Lügen glaubt. Leider kann man nicht immer erkennen, ob Menschen vornehmlich sich selbst täuschen, oder ob sie bewusst andere Menschen belügen,



obwohl sie wissen, dass ihre Aussagen falsch sind. US-Präsident Trump verkündete in einer Rede vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen, seine Regierung habe in weniger als zwei Jahren mehr erreicht als sämtliche Regierungen zuvor. Seine Zuhörer lachten verhalten. Hat er seinen Worten etwa selbst geglaubt? Am nächsten Tag behauptete er jedenfalls, man habe ihn nicht ausgelacht, sondern mit ihm gelacht. Selbsttäuschung oder Fremdtäuschung?

Selbstbetrug ist nur möglich, wenn die falsche Information wie „Ich habe verkannte Talente“ im

bewussten System und die richtige Information – zum Beispiel „Ich bin den Anforderungen nicht gewachsen“ – im unbewussten System abgespeichert ist. Das bedeutet, dass Geschehnisse im Bewusstsein falsch, im Unbewussten jedoch richtig abgespeichert sind.

Selbstbetrug hat zahlreiche Vorteile. So kann allein der (unrealistische) Glaube, etwas gut zu können, schon die Leistung verbessern. Das liegt unter anderem an einem besseren Selbstwertgefühl. Wer glaubt, dass er etwas schaffen kann, bleibt außerdem länger am Ball. Wer seine schlechten Leistungen schönredet und sein Risiko für Unglücke und Krankheiten unterschätzt, fühlt sich insgesamt besser als die „Realisten“ und hat ein geringeres Risiko an einer Depression zu erkranken. Wer von seinen eigenen Unwahrheiten selbst überzeugt ist, kann auch andere besser davon überzeugen.

Selbstbetrug hat aber auch eine Kehrseite. Wer die Fähigkeiten seines Kindes überschätzt, obwohl es eine Lernschwäche hat, verhindert schlimmstenfalls dessen optimale Förderung. Wer nicht wahrhaben will, dass er für einen bestimmten Studiengang nicht geeignet oder interessiert ist, steckt seine Energie in eine Tätigkeit, die anderswo viel besser investiert wäre.

Selbstbetrug verhindert nicht nur mögliche bessere Alternativen, er belastet auch unseren Organismus. Die Wahrheit auf Dauer zu unterdrücken beziehungsweise zu leugnen, kann zu subjektivem Stressempfinden und sogar zu einer Beeinträchtigung des Immunsystems führen.

Selbstbetrug kann uns demnach zwar einerseits glücklicher, zuversichtlicher, selbstsicherer und überzeugender machen. Er kann uns aber andererseits stressen und unser Immunsystem schwächen. Vor allem kann er aber bewirken, dass wir unsere Ressourcen verschwenden.

Prof. Dr. Rosa Maria Puca
 Universität Osnabrück
 Pädagogische Psychologie
 Fachbereich Humanwissenschaften
 E-Mail: rosa.maria.puca@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/
 institut/mitarbeiterverzeichnis.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/institut/mitarbeiterverzeichnis.html)



Präsidentenwahl 2020. Gibt es eine Chance gegen Trump? Welche weltpolitische Rolle spielt Amerika in der Zukunft?

Peter Schneck

Wir sind im Jahr 2023. Die konservative Mehrheit des obersten Gerichtshofs der USA bestätigt in einem Grundsatzurteil, dass die Abschaffung des 22. Zusatzes zur Verfassung durch Präsident Trump verfassungskonform sei. Die Gründungsväter der USA, so argumentiert der Vorsitzende Richter Kavanaugh, hielten eine Begrenzung der Amtszeit des Präsidenten schlicht für unsinnig. Der Zusatz aus dem Jahre 1951 stehe daher im eklatanten Widerspruch zur eigentlichen Intention der Verfassung; die Abschaffung per Dekret markiere lediglich eine längst überfällige Rückkehr zu den ursprünglichen Prinzipien der amerikanischen Demokratie.

Politische Science Fiction? Gewiss, und doch beeinflussen solche Gedankenspiele schon jetzt die mögliche Wiederwahl Donald Trumps in 2020.

Denn Trumps zweite Amtszeit, wie auch Amerikas zukünftige Rolle in der Weltpolitik, hängen vor allem davon ab, wie die Wählerinnen und Wähler in den USA die weitere Radikalisierung der „konservativen Revolution“ Amerika einschätzen. Der tiefe Graben in der amerikanischen Gesellschaft, der Trumps unwahrscheinlichen Aufstieg überhaupt erst ermöglichte, ist jedenfalls seit seinem Amtseintritt 2016 noch größer



geworden, woran er selbst natürlich erheblichen Anteil hatte.

Sehr unterschiedlich fällt daher auch die Beurteilung der bisherigen Amtszeit Trumps aus. Den tiefgreifenden Umbau zentraler politischer Institutionen, die systematische Denunziation des politischen Gegners und der Medien als „fake news“ (Lügenpresse) und „enemy of the people“ (Volksfeinde) empfinden viele als grundlegende Bedrohung der amerikanischen Demokratie und ihrer Ideale. Die überzeugten Anhänger des Präsidenten dagegen sehen gerade in seiner autokratischen Ermächtigung

die ersehnte Wiedergeburt eines starken und wahrhaft „großen“ Amerikas.

Die Erfolge der Demokraten bei den Kongresswahlen Anfang November zeigen, dass dieser politische Antagonismus für ihre Wählerschaft besonders motivierend sein kann. Doch für eine reelle Einschätzung der Chancen einer demokratischen „Wende“ in den nächsten Präsidentschaftswahlen gibt es noch jede Menge offener Fragen: Wie stabil sind die positiven Arbeitsmarktzahlen? Wird es eine neue Finanzkrise geben? Werden die Effekte der Steuerreform auch die weniger Vermögenden und Geringverdiener erreichen?

Die wichtigste Frage jedoch ist: Wer wird 2020 gegen Donald Trump antreten? Aktuelle Schätzungen gehen von einem sehr diversen Feld von mehr als 20 Bewerberinnen und Bewerbern aus – ein Richtungsstreit der demokratischen Partei in den Vorwahlen würde dem aggressiven Wahlkampfstil Trumps sicher in die Hände spielen.

Ein anderer bedeutsamer Faktor für die mögliche Wiederwahl Trumps wird aber auch in der außenpolitischen Resonanz seiner Politik liegen. Außenpolitik ist für den amerikanischen Präsidenten offensichtlich nur noch ein Instrument für die aggressive Durch-

setzung seines ökonomischen Nationalismus – es wird daher entscheidend von der gemeinsamen, koordinierten Haltung anderer Nationen, vor allem in Europa, abhängen, ob die autokratische Politik der USA ähnliche Tendenzen in anderen Staaten provoziert, oder aber gemeinsame demokratische Alternativen stark gemacht werden können.

Sicher ist daher zurzeit nur eins: So leicht wird Donald Trump sein Amt nicht hergeben wollen, wie dies noch sein erster Vorgänger, George Washington, tat. Obwohl man ihn dringend darum bat, ein drittes Mal Präsident zu werden, lehnte er dankend ab – und setzte so ein nachhaltiges Beispiel politischer Größe, welches für Generationen Bestand hatte, obwohl es nicht in der Verfassung stand.

Prof. Dr. Peter Schneck
 Universität Osnabrück
 Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft
 Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft
 E-Mail: peter.schneck@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.lili.uni-osnabrueck.de/institut_fuer_anglistikamerikanistik/lehre.html?no_cache=1 3



Herpesviren. Auslöser für psychiatrische Störungen?

Henning Schöttke

Viele von uns kennen die Infektionen mit dem Herpes simples Virus, Typ 1 (HSV-1), der eine bläschenartige entzündliche Infektion im Lippenbereich auslösen kann. Sollte so eine „einfache“ Infektion der Auslöser für so komplexe und ansonsten schwer zu behandelnde psychische Erkrankungen, wie die Schizophrenie, bipolare oder die depressive Störung sein? Die Familie der Herpesviren umfasst neun beim Menschen vorkommende sogenannte humane Virustypen.

Im Sommer 2018 fanden Würzburger Virologen in einem Kollektiv menschlicher Hirnbiopsien, also einer Sammlung konservierter und präparierter Hirnschnitte von verstorbenen Menschen, in den Hirnschnitten von ehemaligen Patienten mit bipolarer oder depressiver Störung eine höhere Infektionsrate mit dem humanen Herpesvirus 6 (HHV-6), als bei den Biopsien von nicht depressiv erkrankten Menschen. Obwohl vorherige wissenschaftlich bessere Untersuchungen keine entsprechenden Unterschiede nachweisen konnten, war die spekulative Hypothese zur Auslösung schwerer psychischer Erkrankungen durch einen Herpesvirus wieder in den Medien publik.

Trotz der vielfältigen wissenschaftlichen Mängel dieser Studie ist die Hypothese insofern attraktiv,



da sie sehr gut mit dem aktuellen und empirisch gut bestätigten Vulnerabilitäts-Stress-Modell der Schizophrenie vereinbar ist. In diesem Modell führen dauerhafte biologische oder genetisch bedingte Vulnerabilitäten in Interaktion mit umweltbezogenen Stressereignissen zur Auslösung einer Krankheits-episode. Danach könnten im menschlichen Gehirn vorhandene Herpesviren, durch eine erhebliche Stressbelastung aktiviert, akute oder chronische Entzündungen im Gehirn hervorrufen, die zu den empirisch gut belegten Hirnveränderungen zum

Beispiel schizophren erkrankter Menschen führen und entsprechende kognitive und emotionale Symptome der oben genannten Erkrankungen hervorrufen.

Wie sieht die empirische Bewährung der Hypothese aus? Wang und Kollegen konnten in der angesehenen Zeitschrift Nature mit einer Metaanalyse, das heißt einem komplizierten statistischen Verfahren zur numerischen Zusammenfassung und Bewertung empirischer Studien, belegen, dass von potenziell 16 relevanten Mikroben fünf Mikroben, darunter drei Herpesviren, statistisch bedeutsam gehäuft bei depressiven Patienten nachzuweisen sind. Es wurden dazu die Ergebnisse von 28 relevanten wissenschaftlichen Untersuchungen ausgewertet.

Für die Schizophrenie, die bipolare Störung und die Zwangserkrankung konnte ebenfalls in einer Metaanalyse ein erhöhter Befall von entsprechend erkrankten Menschen mit dem Parasiten Toxoplasma Gondii, der häufig von Katzen übertragen wird, gegenüber gesunden Kontrollen festgestellt werden. Dieser Parasit kann im Gehirn zu Entzündungen führen, die psychotische Symptome hervorrufen.

Wenn man die Forschung zu diesen Fragestellungen der letzten Jahre bewertet, dann bleiben

viele Fragen offen. Wir können nicht eindeutig wissenschaftlich belegen, dass Herpesviren oder andere Mikroben schwere psychische Störungen auslösen können und schon gar nicht verursachen können. Es kann auch so sein, dass sich psychisch erkrankte Menschen gehäuft entsprechende Infektionen zuziehen. Für beide Interpretationen liegen wissenschaftliche Belege vor. So etwas wie einen Schizophrenievirus gibt es schon gar nicht.

apl. Prof. Dr. Henning Schöttke
 Universität Osnabrück
 Klinische Psychologie und Psychotherapie
 Fachbereich Humanwissenschaften
 E-Mail: henning.schoettke@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.psycho.uni-osnabrueck.de/
 institut/mitarbeiterverzeichnis.html](http://www.psycho.uni-osnabrueck.de/institut/mitarbeiterverzeichnis.html)



Digitale Medienkompetenz. Tablets in die Kitas?

Dominik Krinninger

Pädagogik ist keine Technologie, bei der man mit Bestimmtheit Effekte von Maßnahmen vorhersagen kann, sondern hat mit der Förderung der Entwicklung und Bildung von Kindern als Personen zu tun. Wegen der damit einhergehenden besonderen Komplexität kann man zwar wissenschaftlich über gute Gründe für oder auch über wahrscheinliche Effekte von pädagogischen Maßnahmen sprechen, aber eben nicht mit Sicherheit Vorhersagen machen. Für den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die pädagogische Praxis hat es sich deswegen etabliert, nicht Entscheidungen vorwegzunehmen, sondern Anhaltspunkte dafür zu benennen, wie Entscheidungen getroffen werden können. In diesem Sinn werden hier drei Aspekte aufgeführt.

Erstens spielt der Lebensweltbezug eine wichtige Rolle. Mit diesem Begriff wird erfasst, inwieweit Pädagoginnen und Pädagogen Themen und Gegenstände aus der Gesellschaft aufnehmen, in der die Kinder aufwachsen. In diesem Kontext ist klar festzuhalten, dass in einer digitalisierten Gesellschaft Digitalisierung auch eine Bildungsfrage ist. Digitale Medien sind selbstverständlicher Teil der Lebenswelt von Kindern (zum Beispiel digitale Fotografie in



Familien, Vorlesen übers Tablet, Videos und Spiele für Kinder im Netz), weswegen Konsens darüber besteht, dass es eine pädagogische Aufgabe ist, Kindern digitale Medienkompetenz zu vermitteln. Dies gilt auch für die KiTa.

Zweitens geht es bei dieser Frage um Entwicklungsangemessenheit. Für den Gebrauch digitaler Medien ist diesbezüglich nicht nur auf die Dauer und auf die Inhalte zu achten, sondern auch darauf, dass die gestellten Anforderungen zur kognitiven und motorischen Entwicklung der Kinder passen.

TABLETS IN DIE KITAS?



DIGITALE
MEDIEN-
KOMPETENZ
?!



FOTORALLYE

FRÜHE MEDIEN-
KOMPETENZ
FÜR KINDER
→ BILDUNG



PÄDAGOGEN
SETZEN
ORIENTIERUNGS-
PUNKTE UND
VERBINDUNG MIT
ANDEREN
AKTIVITÄTEN



HAAALLOO?

DAUER & INHALTE
VON BEDEUTUNG
+
FEINMOTORIK
WAHRNEHMUNG
SYMBOLVERSTÄNDNIS



FILM-
PROJEKT

C. PORAT

Aufmerksamkeit sollte hier etwa der Differenziertheit der Wahrnehmung, dem Symbolverständnis oder der Feinmotorik gelten. In der Praxis findet man oft Regelungen, nach denen sehr junge Kinder bis zum Alter von circa drei Jahren digitale Medien nicht nutzen sollen; und es für Kinder von circa drei bis sechs Jahren Nutzungszeiten von bis zu 30 Minuten gibt.

Drittens sollten digitale Medien auch in Einrichtungen der Elementarpädagogik nicht als Selbstzweck, sondern zur Ermöglichung kindlichen Lernens eingesetzt werden. Dazu ist es wichtig, dass Kinder die Zusammenhänge zwischen eigenem Tun und den Folgen beziehungsweise Ergebnissen dieses Tuns erkennen können. Um dies zu fördern, sind Gebrauchsweisen vorteilhaft, bei denen Kinder eigene Interessen einbringen können.

Wegen der Komplexität der Technik und auch, damit nicht nur den von den Programmen vorgesehenen Hauptwegen gefolgt wird, ist eine aktive Begleitung durch Erwachsene erforderlich. Selbstverständlich ist eine Balance mit anderen Bedürfnissen wie Bewegung oder sozialen Aktivitäten zu wahren. Man könnte sich also gut vorstellen, mit Vierjährigen

eine Fotorallye durch den Stadtteil oder den Wald hinter der KiTa zu machen (vielleicht in der Form eines Jahreszeitenprojekts) oder mit den Kindern einer Vorschulgruppe ein kleines Filmprojekt zu entwickeln.

Insgesamt sollte sich das kindliche Lernen nicht nur auf eine Anpassung an gesellschaftliche Erfordernisse richten, also etwa auf die Erwartungen von Schule und Arbeitswelt, sondern zu einer Befähigung zu einem selbstbestimmten Umgang mit digitalen Medien führen.

Prof. Dr. Dominik Krinninger
Universität Osnabrück
Pädagogische Kindheits- und Familien-
forschung
Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissen-
schaften

E-Mail: [www.paedagogik.uni-osnabrueck.de/institut/
organisation.html](http://www.paedagogik.uni-osnabrueck.de/institut/organisation.html)



Bald neun Milliarden Menschen. Können wir den Welthunger mit Käfer-Ravioli lindern?

Florian Fiebelkorn

Die eindeutige Antwort lautet: Nein, weil viele Menschen auf unserem Planeten sich vor Ravioli ekeln! Die Antwort ist natürlich ironisch gemeint, weil die Frage im Titel eigentlich darauf abzielt, welches Potenzial Nahrungsmittel aus Insekten im Sinne einer gesunden und nachhaltigen Ernährung der Weltbevölkerung haben. Im Folgenden soll eine ernst gemeinte Antwort anhand von zwei Leitfragen gegeben werden.

Warum sollten wir überhaupt Insekten essen? Im Jahr 2014 wurden allein in Deutschland tagtäglich mehr als 2.160.000 Millionen Tiere geschlachtet. Neben der moralischen Frage, ob wir Tiere für unsere Ernährung töten sollen, hat die Produktion von Fleisch schon jetzt verheerende Auswirkungen auf unsere Umwelt und unser Klima. Wenn der Fleischkonsum parallel zur Weltbevölkerung weiter ansteigt, werden sich auch unsere Umwelt- und Klimaprobleme immer weiter zuspitzen.

Insekten, wie zum Beispiel Buffalo-Würmer und Heuschrecken, können im Vergleich zu konventionellen Nutztieren wie Schweinen, Rindern und Hühnern, wesentlich umweltfreundlicher und nachhaltiger produziert werden. So wird für die Produktion der



genannten Insekten wesentlich weniger Fläche und Wasser verbraucht als bei konventionellen Nutztieren. Im Vergleich zu Fleisch weisen Buffalo-Würmer und Heuschrecken einen höheren Protein- und Fettgehalt sowie eine bessere Mineralstoffzusammensetzung auf. Um es kurz zu machen: Viele Insektenarten sind gesünder und ihre Produktion ist nachhaltiger.

Warum essen wir noch keine Insekten? Eine typische Antwort lautet: Weil wir noch nie Insekten gegessen haben! Diese Antwort ist aus vielen

Gründen falsch. So essen derzeit in über 130 Ländern mehr als zwei Milliarden Menschen Insekten. Auch ein Blick in die Menschheitsgeschichte bestätigt, dass selbst die hoch zivilisierten Griechen und Römer ausgewählte Heuschrecken-Arten als Delikatessen gegessen haben. Selbst in Deutschland wurden noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts „Maikäfersuppen“ verzehrt. Zudem werden viele unserer heutigen Nahrungsmittel mithilfe von Insekten hergestellt, so zum Beispiel Honig oder viele Süßigkeiten und Marmeladen, die mit dem roten Lebensmittelfarbstoff Karmin (E 120) angefärbt werden, der mit Hilfe der Scharlach-Schildlaus gewonnen wird.

Die weitaus häufigere Antwort auf die zweite Leitfrage lautet: Weil Nahrungsmittel aus Insekten ekelig sind! Statt das Phänomen „Ekel vor Nahrungsmitteln“ aus ernährungspsychologischer und kulturhistorischer Sicht zu beleuchten, erfolgt hier eine biologische Beschreibung von zwei für uns typischerweise „nicht-ekeligen“ Nahrungsmitteln: Milch und Schinken. Bei Milch handelt es sich im Prinzip um das gefilterte Blut einer Milchkuh, das als Drüsensekret ausgeschieden und schließlich von uns getrunken wird. Schinken ist im Prinzip nichts anderes, als ein geräucherter und

damit mumifizierter Leichenteil eines Schweins, der von uns gegessen wird.

Springen Sie also über Ihren Schatten, überwinden Sie Ihren Ekel und geben Sie Insekten als Nahrungsmittel eine Chance! Durch einen Umstieg von Fleisch auf Nahrungsmittel aus Insekten als Fleischersatzprodukte – oder noch besser auf eine rein pflanzliche Ernährungsweise – kann die zukünftige Ernährung der Weltbevölkerung sicherlich nachhaltiger gestaltet werden.

Dr. Florian Fiebelkorn
Universität Osnabrück
Biologiedidaktik
Fachbereich Biologie/Chemie
E-Mail: fielkorn@biologie.uni-osnabrueck.de
Internet: www.biologiedidaktik.uni-osnabrueck.de/menschen/florian-fiebelkorn/



Sexueller Missbrauch von Kindern. Warum schützt die katholische Kirche die Täter?

Margit Eckholt

Am 25. September 2018 wurde der Abschlussbericht der vor vier Jahren in Auftrag gegebenen MHG-Studie bei einer Pressekonferenz im Rahmen der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vorgestellt. Die Studie wurde von unabhängigen Wissenschaftlern der Universitäten Mannheim, Heidelberg und Gießen durchgeführt. Die Auswertung von 38.156 diözesanen Personal- und Handakten ergab, dass zwischen 1946 und 2014 insgesamt 3.677 Kinder und Jugendliche zu Opfern sexuellen Missbrauchs durch Kleriker – Bischöfe, Priester und Diakone – geworden sind.

Die meisten Opfer waren Messdiener und Schüler im Religionsunterricht, in der Erstkommunion- oder Firmvorbereitung. Ihnen wurde seelische und körperliche Gewalt von Männern der Kirche angetan, die im Dienst des Evangeliums der Liebe und Barmherzigkeit Gottes stehen.

Das ist ein Skandal, das ist erschütternd, das ist vor dem Recht ein Verbrechen und in religiöser Hinsicht Sünde, das heißt tiefstes Vergehen gegen den Auftrag an den Menschen, als „Bild“ Gottes (Gen 1,27) Verantwortung für diese Schöpfung zu übernehmen und im Dienst des Lebens zu stehen.



Die Öffentlichkeit skandalisiert der Umgang mit sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche. Vorfälle wurden vertuscht, Priester versetzt, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden, Opfer mussten schweigen. Erschütternd ist das globale Ausmaß des sexuellen Missbrauchs. Aktuelle Berichte liegen auch aus Australien, Irland und Chile vor. Überhaupt noch nicht aufgearbeitet ist der Missbrauch an Frauen, darunter viele Ordensfrauen in afrikanischen Ländern.

Die MHG-Studie weist darauf hin, dass die zentrale Ursache für sexuellen, physischen und emo-

tionalen Missbrauch durch Kleriker der Machtmissbrauch ist. Ein Kleriker, der keine reifen Beziehungen eingehen und als zölibatär lebender Mensch mit der eigenen Sexualität nicht konstruktiv umgehen kann, kann Gefahr laufen, die Machtfülle, die er qua Amt hat, zu missbrauchen. Wenn Täter geschützt worden sind, dann hat dies mit einem hierarchisch-autoritären System und einem Klerikalismus zu tun, so die Studie, die dazu führen können, „nicht geweihte Personen in Interaktion zu dominieren, weil er [das heißt der Kleriker, m.E.] qua Amt und Weihe eine übergeordnete Position innehat“. Darum steht eine tiefgreifende Strukturreform der Kirche an: eine Auseinandersetzung mit Macht und Autorität, mit der verpflichtenden Verbindung von Zölibat und Weihe, mit der Frage nach Frauen in kirchlichen Ämtern wie es im Dezember 2017 bei einem Kongress an der Universität Osnabrück getan wurde. Die katholische Theologie hat sich seit den 1970er Jahren intensiv mit diesen Fragen auseinandergesetzt. Mich erschüttert persönlich, dass Theologinnen und Theologen auch heute noch inkriminiert werden, wenn sie sich in wissenschaftlicher Redlichkeit und aus tiefer Sorge um die Zukunft der Kirche und die Verkündigung

des Evangeliums mit den Themen auseinandersetzen, die zu einer tiefgehenden Analyse des Skandals des sexuellen Missbrauchs gehören: Sexualethik, Frauen in kirchlichen Ämtern und Genderfragen.

Der Ortsbischof Dr. Franz-Josef Bode hatte sich in der Vesper zum 1. Advent 2011 in einem öffentlichen Bußakt im Osnabrücker Dom vor den Opfern sexuellen Missbrauchs verneigt. Die lebendige Erinnerung an Jesus von Nazareth, der an der Seite der Armen und Schwachen das Evangelium des Lebens und der Liebe Gottes verkündet und ihnen so ihre Würde gegeben hat, gibt den Mut, als Theologin allen Widerständen zum Trotz die Stimme zu erheben.

Prof. Dr. Margit Eckholt
 Universität Osnabrück
 Katholische Theologie: Systematische
 Theologie: Dogmatik mit Fundamental-
 theologie
 Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissen-
 schaften
 E-Mail: margit.eckholt@uni-osnabrueck.de
 Internet: [www.kath-theologie.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/
 dogmatik_fundamentaltheologie/prof_dr_margit_eckholt.html](http://www.kath-theologie.uni-osnabrueck.de/fachgebiete/dogmatik_fundamentaltheologie/prof_dr_margit_eckholt.html)



Masern, Meningokokken. Warum hat Deutschland keine Impfpflicht?

Henning Allmers

Bundeskanzlerin Angela Merkel hat aus Anlass des Welt-Polio-Tags am 28. Oktober 2017 dazu aufgerufen, sich gegen Infektionskrankheiten impfen zu lassen. „Wir wissen zum Beispiel bei Masern, dass wir zum Teil auch wieder steigende Fälle haben, und da kann das Impfen wirklich helfen“, so die Bundeskanzlerin.

Die Forderung nach einer Impfpflicht macht sich Frau Merkel nicht zu eigen. „Die Hürden für den Staat, so eine Verpflichtung auszusprechen, sind aus guten Gründen in Deutschland recht hoch“, erklärt sie mit Hinweis auf das Selbstbestimmungsrecht jedes Bürgers. Deshalb habe man sich für eine Impfberatung durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung entschieden. „Als mündige, selbstständige Bürgerinnen und Bürger, die wir in Deutschland natürlich sind, sollte jeder diese Entscheidung abwägen“, so die Bundeskanzlerin.

Hier liegt Merkel nach Ansicht von Experten falsch. Der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte fordert seit Jahren eine Impfpflicht für Kinder, die eine Kita besuchen. Argumente von Impfgegnern lässt der Verbandspräsident Fischbach nicht gelten. „Ich habe keine Lust mehr, mich mit Verschwörungs-



theoretikern auseinanderzusetzen, Impfungen sind gut verträglich und bieten einen hohen Schutz vor gefährlichen Erkrankungen. Lässt man sie weg, führt das zu Todesfällen, die einfach nicht sein müssten.“ Vielleicht kann eine Änderung des falschen Ansatzes der Kanzlerin unter Minister Spahn erfolgen, da die Regierung nun in der Organspende eine Widerspruchslösung einführen will.

Im Mai 2017 starb eine 37-jährige Mutter von drei Kindern in Essen an den Masern. Sie hatte die zweite notwendige Schutzimpfung nie erhalten. Bei

Kindern ab zwölf Monaten empfehlen die Mediziner der Ständigen Impfkommission (STIKO) die erste Impfdosis gegen Masern. Die zweite soll bis zu einem Alter von zwei Jahren gespritzt werden. Erst dann sind sie ausreichend gegen das Virus geschützt. Und hier beginnt das Problem. Kinder, die 2013 geboren wurden, bekamen bundesweit zu 95,9 Prozent ihre erste Masernimpfung. Doch mit zwei Jahren hatten erst 73,7 Prozent von ihnen die zweite Dosis erhalten.

„Im Jahr 2015 stellte Deutschland über 60 Prozent der Masernfälle in der Europäischen Union. Ein beschämendes Ergebnis für ein Land mit so einem Gesundheitssystem und so einem Bruttoinlandsprodukt“, sagt Sabine Wicker. Sie ist Mitglied der STIKO am Robert Koch-Institut (RKI). Nur in Italien und Rumänien gibt es ähnlich gravierende Probleme mit den Masern. Aber beide Länder haben inzwischen reagiert: Italien hat eine Impfpflicht eingeführt, Rumänien plant ein Gesetz, um die Impfquoten zu verbessern.

Abschließend möchte ich Ihnen aus meiner eigenen Erfahrung berichten: Wer, wie meine Kommilitonen und ich während des Verlaufs eines Semesters das langsame Sterben der achtjährigen Nadine an einer

Masern-Enzephalitis verfolgen musste, der wird kein Verständnis für die Theorie aufbringen, dass es für den menschlichen Organismus besser ist, eine Krankheit durchzumachen, als seine Kinder impfen zu lassen.

Nietzsche schrieb: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Nadine und viele andere Patienten sind durch impfpräventable Krankheiten umgebracht und nicht gestärkt worden.

Impfungen können Todesfälle auch in unserem Land verhindern.

Wir brauchen eine Impfpflicht in Deutschland, wie sie bereits in den sieben EU-Ländern Belgien, Frankreich, Italien, Kroatien, Tschechien, Ungarn und Lettland vorgeschrieben ist.

apl. Prof. Dr. Henning Allmers
 Universität Osnabrück
 Gesundheitswissenschaften
 Fachbereich Humanwissenschaften
 E-Mail: hallmers@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.igb.uni-osnabrueck.de/institut/mitarbeiterinnen_und_mitarbeiter.html?no_cache=1



Klimawandel, Religionskriege, Vermüllung der Meere. Wie geht's der Zukunft?

Wolfgang Schneider

Um unsere Zukunft scheint es schlecht bestellt. Die Fokussierung von Prognosen auf negative Erwartungen erscheint symptomatisch für unsere Gegenwart. Zukunftspessimismus dominiert. Inwiefern das tatsächlich etwas über unsere Zukunft aussagt, ist naturgemäß noch unsicher. Zuverlässigeres lässt sich daraus über unsere Gegenwart entnehmen. Ich will mich deshalb auf die Frage konzentrieren, welche Veränderungen im Bereich unserer Gegenwartserfahrungen zu dieser pessimistischen Umstimmung unserer Zukunftserwartungen geführt haben.

Bis in die 1970er Jahre dominierten eher optimistisch gestimmte Zukunftserwartungen. Abzulesen ist dies etwa an der Konjunktur wissenschaftlich-technischer Utopien und der Überzeugung der grundsätzlichen Plan- und Steuerbarkeit gesellschaftlicher Entwicklung. Seitdem häuften sich Erfahrungen und Erwartungen, die in Richtung Zukunftspessimismus deuten. Wichtige Wegmarken waren hier unter anderem die Rückkehr von Arbeitslosigkeit nach dem Ende des Nachkriegsbooms und das Versagen der Politik der „Globalsteuerung“, die Ölkrise der 1970er Jahre und die Prognose definitiver „Grenzen des Wachstums“ durch den Club of Rome, das sogenannte Waldsterben



in den 1980er Jahren, die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl und der Zusammenbruch der sozialistisch-kommunistischen Staaten.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts dann die sogenannten neuen Kriege, die Vermehrung gescheiterter Staaten, der transnationale Terrorismus, die Weltfinanzkrise von 2007/2008, der Klimawandel und die jüngsten Migrationsbewegungen. Zusammengefasst verweisen diese Erfahrungen auf die Grenzen von Machbarkeit und Planbarkeit in den Bereichen riskanter Großtechnologien, im Verhältnis der Gesell-

schaft zur natürlichen Umwelt sowie im Blick auf die innergesellschaftlichen Verhältnisse.

Hintergrund des sich so formierenden Erfahrungszusammenhangs, der zur Dominanz dystopisch gestimmter Zukunftserwartungen beigetragen hat, ist der Trend der Globalisierung: Ein weltumspannendes System massenmedialer Kommunikation informiert uns ständig über Entwicklungen in anderen Weltgegenden und hat so zu einer enormen Erweiterung unseres Erfahrungsraums geführt. Zugleich unterliegt die Auswahl dessen, worüber berichtet wird, spezifischen Selektionskriterien.

Im Vordergrund medialer Berichterstattung stehen Krisen, Konflikte und Katastrophen. Globalisiert sind dabei nicht nur die Kommunikationsverhältnisse, sondern auch die Beziehungen realer Interdependenz. Und weil lokale Krisen in weit entfernten Regionen weltweite Auswirkungen haben können, werden sie in der Berichterstattung der Massenmedien ständig auf ihr globales Krisenpotenzial abgetastet und so in die Ankündigung potenzieller Bedrohungen für uns transformiert.

Die Funktion solcher Prognosen besteht freilich nicht in der möglichst korrekten Vorhersage der

Zukunft. Sie zielen vielmehr auf die Alarmierung der Gesellschaft und die Mobilisierung entgegengerichteter Interventionen, die ihr Eintreten verhindern sollen. Insofern handelt es sich um Vorhersagen, die letztlich auf ihre eigene Widerlegung zielen. Für die zukünftige Entwicklung unserer Zukunftserwartungen lässt sich daraus die Vermutung ableiten, dass wir uns auf eine Situation des Daueralarms durch ständig neu erzeugte Negativprognosen einstellen müssen, von denen sich – so können wir nur hoffen – viele als unzutreffend erweisen werden.

Prof. Dr. Wolfgang Schneider
 Universität Osnabrück
 Allgemeine Soziologie
 Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften
 E-Mail: wolfgang.ludwig.schneider@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.sozialwissenschaften.uni-osnabrueck.de/institut/lehrpersonen.html



Flow. Kurz mal Urlaub vom Ich?

Ahmet Derecik

Flow stammt aus der psychologischen Glücksforschung von Mihaly Csikszentmihalyi und bezeichnet jene Zustände, in denen wir vollständig im Handeln aufgehen und uns selbst vergessen. Diese Art Trancegefühl kann in allen Lebensbereichen auftreten. Beispiele aus dem Sport sind unter anderem das leichte und beflügelnde Gefühl beim Laufen, Tanzen oder Mannschaftssportarten, wo man die Zeit und die Anstrengung um sich herum vergisst.

Um einen Flow zu erreichen, sind drei Aspekte zentral. Erstens benötigen wir zum Erreichen eines Flow-Zustandes eine Herausforderung, die wir gerade noch bewältigen können.

Den sogenannten Flow-Tunnel erreichen wir am ehesten, wenn wir uns einer Herausforderung stellen, die wir mit einer subjektiv hoch empfundenen Leistung bewältigen können. Die Herausforderung darf keine Überforderung und somit Angst verursachen, aber umgekehrt uns auch nicht unterfordern und langweilig sein. Wir benötigen also eine optimale Balance zwischen anspruchsvoller Herausforderung und körperlicher beziehungsweise geistiger Leistungsfähigkeit. Schaffen wir es, diesen Bereich zu erreichen, werden wir mit einer völligen Begeisterung



und Glücksgefühlen belohnt. Zweitens ist für das Erreichen des Flow-Zustandes enorm wichtig, dass die Aktivität beziehungsweise Herausforderung um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Im Vordergrund sollte allein das Bedürfnis nach Bewältigung der selbst gesteckten optimalen Herausforderungsgrenze stehen.

Die dritte notwendige Bedingung für den Flow-Effekt ist eine starke Konzentration auf die Tätigkeit und damit auf das Hier und Jetzt. Innere und äußere Störfaktoren sollten gänzlich ausgeblendet werden, ähnlich wie beim Meditieren. Anders ausge-

drückt geht es also um eine völlige Achtsamkeit. Beim Flow fühlt man sich, trotz einer relativ hohen Herausforderung optimal beansprucht, der Handlungsablauf wird als fließend und glatt erlebt, man muss sich nicht mehr willentlich konzentrieren, vielmehr kommt die Konzentration wie von selbst, man vergisst die Zeit und sein meist viel zu viel grübelndes Ich und geht gänzlich in der eigenen Aktivität auf. Die automatisch ablaufende Handlung und der daraus resultierende Erfolg bringen uns mithilfe von Glückshormonen ein enormes Glücksgefühl und Energie.

Sicherlich bergen intensiv erlebte Flow-Erfahrungen das Potenzial zur Sucht. Denken Sie beispielsweise an den Extremsportler, der immer wieder den besonderen „Kick“ sucht und sich selbst dabei in lebensbedrohliche Gefahr bringen kann. Für die meisten Menschen ermöglicht der Flow ein unbedenkliches gutes Körpergefühl, gesteigertes Kontrollempfinden und Glücksgefühle, indem wir für eine kurze Zeit einen Urlaub vom Ich vornehmen können. Für einige ist es hilfreich, eine übermäßige Fokussierung auf sich selbst und somit das eventuell übermäßig denkende und wertende Ich zu reduzieren. In der Konsequenz dient Flow als Energiequelle.

Denken ist zwar elementar und unverzichtbar für unser Ich. Allerdings sind wir in unserer schnelllebigen Gesellschaft an einen Punkt gelangt, bei dem wir mit übermäßigen Anforderungen an uns überflutet werden. Die Suche nach dem Flow und damit ein Urlaub vom übermäßig denkenden Ich scheint daher für nicht wenige ein hilfreicher Weg zu sein, um (wieder) Energie schöpfen und Glücksgefühle erfahren zu können.

Prof. Dr. Ahmet Derecik
Universität Osnabrück
Sport und Gesellschaft
Institut für Sport und Bewegungswissenschaften
E-Mail: ahmet.derecik@uni-osnabrueck.de
Internet: www.sport.uni-osnabrueck.de/arbeitsbereiche/sport_und_gesellschaft/mitarbeiter.html



Krieg – Flucht – Terror. Welche Zusammenhänge gibt es?

Jochen Oltmer

„Krieg“, „Flucht“, „Terror“ sind erklärungsbedürftige Begriffe. Krieg verweist auf organisierte Gewalt, mit der Staaten unter meist massivem Einsatz von Waffen Interessen durchzusetzen versuchen. Terror meint bewaffnete Gewalt, die dazu nötigen soll, politische Forderungen beziehungsweise Ziele einzelner Gruppierungen zu erfüllen. Flucht verweist auf eine Form der Bewegung, bei der Menschen durch Ausübung oder Androhung von Gewalt mobilisiert wurden.

Auf den ersten Blick scheint die Verbindung zwischen den drei Elementen eindeutig zu sein, weil alle Definitionen den Begriff Gewalt beinhalten: Krieg und Terror verweisen auf Gewalt als zentrales Mittel zur Durchsetzung von Interessen, im Falle von Flucht weichen Menschen vor Gewalt aus.

Auf den zweiten Blick ist das Verhältnis komplexer: Flucht ist ein Ereignis, bei dem Gewalt eng mit sozialen und ökonomischen Verwerfungen sowie politischen Umbrüchen verbunden ist: Krieg zerstört Unternehmen als Arbeitgeber, erhöht die Lebenshaltungskosten, weil die Versorgung beeinträchtigt ist, erschwert die Arbeit von Organen, die Sicherheit und Schutz gewährleisten. Was also mobilisiert? Die Gewalt oder die Schwierigkeit, Geld zu verdienen,



oder das Gefühl der Unsicherheit, weil Behörden überfordert sind? Die Antwort: Das Zusammenwirken macht die Dynamik des Prozesses aus.

Allerdings: Solche Elemente, die Menschen in Bewegung setzen können, sind zugleich auch jene, die immobilisieren: Krieg vernichtet finanzielle Ressourcen, die nötig sind, um Bewegung realisieren zu können. Denn Flucht ist ein teures Unterfangen. Systematische Gewalt zerstört außerdem Verkehrssysteme, ist häufig verbunden mit Grenzschließungen, vermehrter Überwachung von Bewegung, dem Verbot

der Ausreise, einer Immobilisierung durch Militärdienst. Organisierte Gewalt im Krieg und ihre Begleiterscheinungen können Menschen also zugleich mobilisieren und immobilisieren. Und falls eine Flucht möglich ist, dann meist nur über kurze Distanzen. Deshalb auch gibt es weltweit recht wenige Menschen, die über Staatsgrenzen hinweg fliehen können, trotz zahlloser Kriege. Der UN-Flüchtlingshochkommissar zählte 2017 insgesamt 25 Millionen – bei einer Weltbevölkerung von 7,3 Milliarden.

Gibt es weitere Zusammenhänge zwischen Krieg, Flucht und Terror? Terror soll Angst erzeugen und das Gefühl von Schutzlosigkeit. Wir kennen einzelne Fälle, in denen Staaten auf Terror mit Krieg reagierten und damit Fluchtbewegungen hervorriefen. Wir kennen auch einzelne Fälle, in denen sich Menschen, die einen Asylantrag gestellt hatten, als Terroristen erwiesen haben. Zu denken ist hier etwa an den Berliner Attentäter Anis Amri. Allerdings wissen wir auch, dass der allergrößte Teil der Terroristen im Europa der vergangenen Jahre keinen Fluchtbezug hatte und es keinen Beleg dafür gibt, dass Fluchtrouten systematisch für das Einschleusen von Attentätern genutzt worden sind.

Nach Angaben des Globalen Terrorismus-Index sollen 2016 weltweit 25.673 Menschen bei Terroranschlägen ums Leben gekommen sein, darunter in Europa 168. Ihre Zahl ist in Westeuropa in den vergangenen fünf Jahrzehnten deutlich zurückgegangen. Vergessen werden sollte aber nicht, dass Terror ein Klima der Bedrohung erzeugen und Menschen alarmieren will. Es geht also bewusst um einen Angriff auf das Sicherheitsgefühl. Und gegen das Gefühl von Unsicherheit helfen Statistiken nur begrenzt. Politische und mediale Panikreaktionen allerdings ebenso wenig.

apl. Prof. Dr. Jochen Oltmer
 Universität Osnabrück
 Historische Migrationsforschung
 Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften
 E-Mail: joltmer@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.imis.uni-osnabrueck.de/oltmer_jochen/zur_person/profil.html



Mozart-Effekt. Macht Musik schlau?

Christoph Louven

Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen: Lieben Sie Mozart? Wenn Mozart Sie genau so bezaubert wie mich, dann sind Sie vielleicht nicht überrascht, welch wundersame Wirkungen gerade seiner Musik gelegentlich zugeschrieben werden. Da sollen Kühe mit Mozart bessere Milch geben, Zimmerpflanzen besser wachsen – und „schlau machen“ soll Mozarts Musik selbstverständlich auch.

Letzteres wird dann gerne als sogenannter Mozart-Effekt bezeichnet. Dieser Mozart-Effekt geht zurück auf das Jahr 1993, als amerikanische Neurobiologen in der renommierten Zeitschrift *Nature* eine kleine Studie veröffentlichten, in der die Versuchspersonen nach dem Hören einer Mozart-Klaversonate in einem Intelligenztest kurzzeitig signifikant bessere Leistungen zeigten als Versuchspersonen, die keine Musik gehört hatten.

Das war ein sehr bemerkenswertes Ergebnis, das damals nicht nur in Fachkreisen, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit enorme Wellen geschlagen hat. Es ist ja auch eine faszinierende Botschaft: Um die eigene kognitive Leistungsfähigkeit zu steigern, muss man nicht etwa trainieren, lernen, sich anstrengen, sondern man braucht nur regelmäßig klassische Musik



zu hören, am besten Mozart. Da erstaunt es dann nicht, dass in der Folge in Georgia jedes Neugeborene eine Klassik-CD geschenkt bekam, und in Florida gar gesetzlich verfügt wurde, dass in den Kindergärten eine Stunde täglich klassische Musik gehört werden sollte. Journalisten haben sich dann für das Ganze die griffige Bezeichnung Mozart-Effekt ausgedacht und alle Welt wusste fortan: Mozart macht schlau!

Allerdings ist es auch hier wie überall: Wenn für komplexe Sachverhalte allzu einfach gestrickte Lösungen präsentiert werden, sollte man misstrauisch

werden! Und tatsächlich hat die Sache einen großen Haken: Trotz vielfachen Bemühens konnten diese spektakulären Ergebnisse von anderen Forschergruppen nicht wiederholt werden. Auch in großen Nachuntersuchungen zeigte sich der Mozart-Effekt kein einziges Mal wieder. Auch wenn er immer wieder gerne in der Presse herumgeistert, ordnet man ihn daher in Fachkreisen inzwischen zweifelsfrei dem Reich pseudo-wissenschaftlicher Mythen zu.

Aber beinhaltet das Aus für den allzu simplen Mozart-Effekt auch eine Antwort für den zweiten Teil der Frage? Dahinter steckt ja letztlich die Frage, ob sich Musik vielleicht besonders positiv auf unser Gehirn und seine Leistungsfähigkeit auswirkt. Und hier kann man dann sagen: Ja, das tut sie!

Unser Gehirn kann sich in jeder Lebensphase durch Anregungen aller Art weiter entwickeln – man nennt dies Neuroplastizität. Musik ist deshalb eine so einzigartige Form der Anregung, weil sie den ganzen Menschen anspricht: Geist, Seele und Körper. Wir vollbringen komplexe geistige Leistungen, wenn wir den Fluss der Töne nicht etwa als chaotisch, sondern als sinnvolle Abfolge von Motiven, Rhythmen und Harmonien erleben; wir werden von Musik emoti-

onal zu Tränen gerührt oder in den siebten Himmel gehoben; und Musik kann uns so in die Glieder fahren, dass uns nichts mehr auf dem Stuhl hält.

Von dieser einzigartigen, umfassenden Anregung profitieren auch alle Bereiche des Gehirns in besonders umfassender Weise. Dies gilt für das Hören, aber noch viel mehr für das aktive Machen von Musik; dies gilt auch für jede Form von Musik, nicht nur für Mozart. Daher kann man in einem etwas komplexeren Sinne doch sagen: Musik macht vielleicht nicht schlau, aber sie kann uns dabei helfen, schlau zu werden.

Prof. Dr. Christoph Louven

Universität Osnabrück

Systematische Musikwissenschaften

Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik

E-Mail: christoph.louven@uni-osnabrueck.de

Internet: www.musik.uni-osnabrueck.de/forschung/musikpsychologie_und_soziologie.html



MACHT

Musik

SCHLAU?



MOZART-EFFEKT?



STUDIE

VERSUCHSPERSONEN TATSÄCHLICH BESSERE ERGEBNISSE NACH HÖREN EINER MOZART - SONATE

STEIGERT MUSIK DIE LEISTUNGSFÄHIGKEIT?

JA!

SEELE

GEIST

KÖRPER

SPRUCH AN!

+ EMOTIONEN

ABER



ERNGUTE DURCHFÜHRUNGEN DES EXPERIMENTES SCHLUGEN FEHL!

Wahrheit oder Legende. Hat es einst eine Päpstin Johanna gegeben?

Thomas Vogtherr

Wenn ich Filmproduzent wäre, würde ich auf jeden Fall eine Päpstin Johanna für zwingend nötig halten. Sex sells, könnte man sagen. Und was wäre Schlüpfrigeres denkbar, als eine junge Frau an der Spitze eines Machtapparates, der aus alten Männern mit – wie wir heute zu wissen glauben – womöglich problematischen Moralbegriffen besteht? Aus solchen Überlegungen speiste sich 1996 der Bestseller „Die Päpstin“ der amerikanischen Autorin Donna Cross und 2009 dessen Verfilmung durch Sönke Wortmann mit der großartigen Johanna Wokalek in der Hauptrolle.

Aber die Geschichte von der angeblichen Päpstin ist lang, und sie hat ihren Ort in einer Papstkritik, die weit in das Mittelalter zurückreicht. Die Elemente dieser Geschichte sind sexistisch und frauenfeindlich. Vor allem aber sind sie erstaunlich gleichbleibend. Das macht es einfach, die Geschichte zu erzählen:

1277 veröffentlicht der Dominikanermönch Martin von Troppau, damals Inhaber eines hohen Amtes am Papsthof in Rom, eine populär gewordene „Chronik der Kaiser und Päpste“. Es ist das vielleicht meistgelesene Geschichtsbuch des Mittelalters. Darin berichtet er von einer angeblichen Päpstin namens Johanna, die während einer Prozession durch das Rom



des 9. Jahrhunderts eine Sturzgeburt erlebt und am Straßenrand entbunden habe. Martin von Troppau gibt dieser Geschichte zwei verschiedene Ausgänge: Entweder enden die Päpstin und ihr Neugeborenes durch Tod noch am Straßenrand, oder sie werden in ein Kloster verbannt.

Dass es ältere Erzählungen ähnlichen Inhalts gibt, sei nur erwähnt. In ihnen hatte die Päpstin noch keinen Namen, soll angeblich zwei Jahrhunderte später, also im 11. Jahrhundert, amtiert und kein Kind bekommen haben.

Seit dem 17. Jahrhundert gilt die Geschichte als erfunden, vom ersten bis zum letzten Buchstaben. Vor allem ist in der durchweg bekannten Abfolge der Päpste seit dem 9. Jahrhundert an keiner einzigen Stelle ein zeitlicher Platz, in dem man das Pontifikat einer solchen Päpstin unterbringen könnte. Es gibt keinerlei Zeugnisse ihres Wirkens, keinen Hinweis in irgendwelchen Schriftstücken, die nicht auf Martins Chronik zurückgehen.

Dafür gibt es aber viele Anknüpfungspunkte, dass gerade im 13. Jahrhundert eine solche Geschichte geglaubt werden konnte: Gerade eben vor der Niederschrift von Martins Chronik war mit Papst Clemens IV. eine der widerlichsten Gestalten auf der Cathedra Petri gestorben. Zu dessen weniger herausragenden Äußerungen über missliebige Zeitgenossen gehörte der Ausspruch, dass die letzten Staufer als „stinkende Kadaver von Pestmensch“ zu bezeichnen seien. Martin von Troppau war Stauferfreund, muss man dazu wissen. Seine Erfindung einer Päpstin war Zeitkritik an einem moralisch aus dem Ruder gelaufenen Papsttum.

Jüngst hat nun ein vermeintlicher Spezialist die Frage neu aufgegriffen. Kurz gesagt nur dies dazu:

Ein Schweizer Ägyptologe, der als Privatgelehrter und Lehrbeauftragter an einer australischen Universität mindestens fragwürdige, wenn nicht unsinnige Bücher schreibt, hat sich der Sache angenommen. Aus einer falsch gelesenen Umschrift einer Münze des 9. Jahrhunderts hat er gefolgert, es habe eben doch einen Papst namens Johanna gegeben. Für die Lateiner unter Ihnen: Er bezeichnet den Genitiv „Johannis“ als zu „Johanna“ gehörig. So etwas richtet sich selber. Mit demselben Recht könnte man auch behaupten, unsere Bundeskanzlerin sei engelsgleich. Schließlich heißt sie Angela.

Prof. Dr. Thomas Vogtherr
 Universität Osnabrück
 Geschichte des Mittelalters
 Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften
 E-Mail: thomas.vogtherr@uni-osnabrueck.de
 Internet: www.geschichte.uni-osnabrueck.de/abteilungen/mittelalter/personen/prof_dr_thomas_vogtherr.html







Zukunft. Fragen. Antworten.
11. Osnabrücker Wissensforum
16. November 2018

Eine Kooperationsveranstaltung der Universität Osnabrück und der Neuen Osnabrücker Zeitung

Moderation: Prof. Dr. Wolfgang Lücke, Präsident Universität Osnabrück,
Ralf Geisenhanslüke, Chefredakteur Neue Osnabrücker Zeitung

Planung und Organisation: Dr. Utz Lederbogen, Pressesprecher der Universität Osnabrück
Sebastian Philipp, Redakteur Neue Osnabrücker Zeitung

Mitarbeit: Leonie Bauer

Musikeinlagen: Jazz Duo der Universität Osnabrück
Mattis Balks (Saxophon) und Minh Voong (Piano)

Videoaufzeichnung: Günter Rückforth, Zentrum für Digitale Lehre, Campus-Management und
Hochschuldidakt (VirtUOS) der Universität Osnabrück



Impressum

Herausgeber:

Der Präsident der Universität Osnabrück

Redaktion: Dr. Utz Lederbogen, Stabsstelle Kommunikation und Marketing

Fotos: André Havergo, Neue Osnabrücker Zeitung, Hermann Pentermann (Seite 7), Universität Osnabrück/Jens Raddatz

Grafiken: Christina Porat, Kunststudentin an der Universität Osnabrück

Titelbild: © Anton Balazh, stock.adobe.com

Satz und Druck: STEINBACHER DRUCK, Osnabrück

Juni 2019



„Wir beflügeln Ideen“

Universitätsgesellschaft
OSNABRÜCK e.V.



Unter diesem Leitgedanken hat es sich die Universitätsgesellschaft zur Aufgabe gemacht, die Universität ideell und materiell zu unterstützen und die Wahrnehmung der hervorragenden Arbeit, die durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Universität geleistet wird, in der Öffentlichkeit zu erhöhen.

Zu diesem Zweck fördern wir Projekte aller Fachrichtungen, die dazu dienen, die Reputation der Universität zu stärken, ihre Profilierung zu schärfen und zu ihrer internationalen Sichtbarkeit beizutragen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Förderung des akademischen Nachwuchses. Durch gezielte Maßnahmen werden Studierende, Promovierende und Postdocs der Universität unterstützt, unter anderem durch Stipendien, die Bezuschussung von Tagungsteilnahmen und Lektoraten. Darüber hinaus suchen wir die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis voranzutreiben und verstehen uns diesbezüglich als Brückenbauer zwischen Universität, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft.

Neue Mitglieder, die uns bei unserer Arbeit unterstützen wollen, sind immer herzlich willkommen. Eine Mitgliedschaft fördert tatkräftig die Universität in Forschung und Lehre und trägt zur Ausbildung qualifizierter akademischer Nachwuchskräfte bei. Mitglieder der Universitätsgesellschaft profitieren von einem hochkarätigen Netzwerk und vielen interessanten Veranstaltungsangeboten, die insbesondere Einblick in die aktuellen wissenschaftlichen Aktivitäten an der Universität geben.

Nähere Informationen finden Sie auf unserer Webseite: www.uni-osnabrueck.de/unigesellschaft

Kontakt

Universitätsgesellschaft Osnabrück e.V.
Neuer Graben /Schloss
49076 Osnabrück
Telefon: +49 541 969 4113
E-Mail: unigesos@uni-osnabrueck.de
www.uni-osnabrueck.de/unigesellschaft



www.uni-osnabrueck.de